Nr. 14. Monatlich vier Nummern. Berlin, 6. April 1891. Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf. in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel. 37. Jahrg.

Die Theaterbaronin.

Erzählung von Luise Westkirch.

Nachdruck verboten.

Die Vorstellung im königlichen Schauspielhause war zu Ende, die Gasflammen erloschen. Sorglich in den dunklen, lang herabwallenden Mantel gehüllt, das blonde Haupt vollständig vergraben in Schleier und Kapuze, das lederne Täschchen mit den Juwelen — den echten! — fest umklammernd, schritt Adele Gräber, die vielbewunderte Königin Elisabeth, über das regennasse Pflaster, ihrer dem Theatergebäude schräg gegenüber gelegenen Wohnung zu; hinter ihr trabte die stämmige Magd mit dem Garderobenkorb.

Viel früher schon, lange ehe „der Lord sich entschuldigen ließ", hatte die alte Frau Gräber die Thränen der Rührung getrocknet, welche sie jedesmal vergoß, wenn sie ihre Tochter spielen sah, und war, die übrigen Mütter und Tanten der Freiloge unsanft beiseite drängend und das zahlende Publikum beträchtlich in seiner Aufmerksamkeit störend, aus dem Theater hinaus und die drei Treppen hinauf in ihre Wohnung gestürmt. Hier warf sie das eilig abgestreifte dunkelrote Sammetkleid mit den großen Goldknöpfen auf den ersten besten Tisch in der guten Stube und trat in nicht ganz sauberer Nachtjacke und rotem Anstandsröckchen an den Herd, wo sie in einer Pfanne voll Bratkartoffeln herumzustochern und zu rühren begann, mit einem Behagen, welches deutlich zeigte, daß sie viel öfter in ihrem Leben in etwas unvollständigem Anzug Kartoffeln geröstet, als eine echte Sammetschleppe hinter sich über die Dielen gezogen hatte. Auch das moderne kokette Sammethäubchen, das sie auf ihrem Kopf vergessen hatte, beengte sie. Sie riß es ab und schleuderte es auf den Küchentisch.

Jetzt polterten Schritte die Treppe herauf. Wenn Adelchen so fest auftrat, dann war Sturm im Anzuge. Frau Gräber konnte sich auch denken, warum. Ein Lorbeerkranz war geworfen worden, ein einziger, und den hatte die hochmütige Person, die Röder, welche die Maria spielte, bekommen, und nicht ihr Goldkind. Aber — bei dem Gedanken schmunzelte sie, daß hundert kleine Fältchen ihr um Mund und Augen liefen — heut besaß sie etwas, das augenblicklich gut Wetter machen mußte.

Sie nahm mit ihrer Schüssel Kartoffeln den Umweg durch die gute Stube und langte ein kleines viereckiges Etui vom Schreibtisch, das sie vor ihrer Tochter auf den Teller schob. Die Gräber hatte sich in ihrem spitzenbesetzten Atlasmorgenrock auf die Chaiselongue geworfen, mißmutig, mit halbgeschlossenen Augen. Als sie das Etui erblickte, richtete sie sich doch langsam empor, und fast wider ihren Willen hellte ihre Miene sich auf, da ein Brillantring ihr entgegenfunkelte.

„Von wem ist denn der, Mutter?"

„Von wem sonst, als Herrn von Rheinthaler? Ja, gelt,

Höfliche Begegnung. Gemälde von J. Kleinmichel.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München

das ist was anderes, als so ein mauseriger Lorbeerkranz, der bloß abblättert, wenn er alt wird. So was wird nicht alt."

Adele zog die Stirn kraus, die Erinnerung war ihr nicht angenehm. „Er ist recht hübsch," sagte sie, schob das Etui zur Seite und langte nach der Schüssel. Es gehörte zu den Künstlereigenheiten der Gräber, daß sie jedesmal, wenn sie des Abends spielte, Bratkartoffeln zum Nachtessen haben mußte, eine Vorliebe, die sich noch von der Zeit herschrieb, als Mutter Gräber Choristin an einem Operettentheater war, ihr frühreifes, dürr aufgeschluchtertes Anhängsel von Tochter als richtiges Aschenbrödel der Bühne zu all den Rollen und Aemtern verwendet wurde, für die sich sonst niemand finden wollte, und beide oft des Abends nichts zu essen hatten.

„Von wem mag er denn nur gekommen sein, der großmächtige Kranz für die Röder?" fragte die Mutter kauend und ohne irgendwelche Rücksicht auf die Empfindlichkeit ihrer Tochter. „Weißt du's nicht, Adelchen?"

„Vom Baron Rabeneck natürlich. Er saß in der ersten Reihe im Parkett und stierte sie an. Und sie — hast du nicht gesehen, Mutter, was für Blicke sie ihm den ganzen Abend zuwarf? Es war einfach widerlich."

„Rabeneck?" Mutter Gräber faltete mitleidig die Hände. „Du liebes Herrgottchen! Der hat auch wohl nichts anderes zu verschenken als Lorbeerkränze, und selbst die nur ein paarmal im Jahr."

Adele verzog verächtlich den Mund. „Du thust gerade, Mutter, als ob es nichts Schätzenswerteres auf der Welt gäbe als Geld! Rabeneck ist schön, jung — er ist ein Mann! Die Röder kann stolz sein auf ihre Eroberung."

Sie schob den Teller zurück und ging mit ihrem Königinnenschritt aus dem Zimmer, ohne Nachtgruß.

Mutter Gräber schmunzelte ungekränkt weiter. Befriedigt glitten ihre Blicke durch den mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Raum. Mochte ihr Adelchen immerhin ab und zu einer sentimentalen Anwandlung nachgeben, sie durfte ruhig sein: ein Habenichts wie Baron Rabeneck konnte ihrer klugen Tochter nimmer gefährlich werden.

Auch Anna Röder, die Maria Stuart des Abends, hatte Krone und Königsmantel abgelegt und wanderte durch die Nacht ihrer Wohnung zu. Sie hatte einen weiteren Weg, als ihre Kollegin, sie wohnte abseits, wo die Mieten billig sind. Auch glich ihre sauber und behaglich eingerichtete Häuslichkeit den mit raffinierter Ueppigkeit ausgestatteten Gemächern der Gräber so wenig, wie die dunkeläugige Frau mit dem glatten grauen Scheitel, welche ihr die Flurthür öffnete, „Mutter Gräbern" glich. Frau Röder war die Witwe eines kleinen Beamten, ehrbar und streng erzogen. Nur mit Angst und Widerstreben hatte sie ihr geliebtes Kind die gefährliche Künstlerlaufbahn betreten sehen, auf welche Neigung, Talent und die Sorge um ein paar jüngere Geschwister sie riefen. Es war ihr zum Heil gewesen, ihr und allen Ihrigen bis zur Stunde. Frau Röder betete jeden Abend zu Gott, daß es auch zum Heil bleiben möge. Wenn ihre Anna nur nicht so übermäßig hätte mitempfinden wollen, was sie spielte. Es mußte sie aufreiben. Das Publikum sah nur die Wahrheit und die Leidenschaft ihrer Darstellung, nicht die qualvollen Nächte, welche solchen Triumphen folgten. Nach der Maria besonders war's immer ganz schlimm. Wie blaß sie wieder aussah! Wie unirdisch ihr die Augen leuchteten! Jetzt hatte sie noch eine Mutter, die sie hegte und pflegte. Was aber wurde aus ihr, wenn die Mutter nicht mehr für sie sorgte?

Rasch und behutsam löste Frau Röder Pelz und Kapuze. Sie bezwang sogar ihr Verlangen, nach dem Spender des prächtigen Lorbeerkranzes zu fragen, welchen die Magd ihr freudig entgegenschwenkte. Schweigend öffnete sie die Thür zu Annas Zimmer. Ein helles Feuer brannte im Ofen, das Licht der Ampel, die von der Decke niederhing, war durch einen roten Schleier gebrochen, auf dem Tischchen vor dem Diwan dampfte schon die Tasse Bouillon, das einzige, was Anna Röder nach einer Vorstellung genoß.

Eine Atmosphäre von Frieden, von träumerischem Behagen, hauchte der Eintretenden entgegen und legte sich beruhigend auf ihre überreizten Nerven.

„Dank, Mutterchen," murmelte sie und sank auf den Diwan. Ihre Brust wogte noch in der Erregung der Gartenszene, immer wieder zitterte der Schmerz des Abschieds durch ihr Gemüt. So lag sie mit geschlossenen Lidern, hastig atmend, dann und wann sprach sie halblaut ein paar Worte ihrer Rolle, oder hob die schlaff herabgesunkenen Arme zu einer kurzen Gestikulation. Nur langsam legte sich der Sturm in ihrer Brust, der heut ein dichtgefülltes Haus zu nicht enden wollendem Beifall hingerissen hatte. Noch stand bald das Antlitz der strengen Königin vor ihrem inneren Auge, bald das Mortimers, bald das des ungetreuen Leicester. Und dazwischen tauchte noch ein viertes Antlitz auf mit lebensfrohen, braunen Augen und einem kecken Schnurrbärtchen, das ragte freilich nur aus einem ganz modernen Uniformkragen hervor, aber ihr Herz pochte darum nicht weniger unruhig bei seinem Anblick.

Die Uhr in der Nebenstube schlug zwei. Gleichzeitig vernahm Anna ein leises Gehen. Sie horchte.

„Mutterchen! Mutterchen! Bist du noch immer wach?"

Leise trat Frau Röder in die Stube, zwei Briefe in der Hand. „Ich kann nicht zu Bett gehen, bis ich dir erst etwas erzählt habe. Bist du aber auch völlig ausgeruht?"

„Völlig, Mutterchen. Ich wollte mich eben schlafen legen." Sie machte Platz auf dem Diwan.

„O, meine Nachrichten sind gut," sagte Frau Röder glücklich. „Sonst hörtest du sie heute nicht mehr. Denk', Kind, dein Bruder Karl hat sein Chemikerexamen gemacht, heimlich, ohne mir davon zu schreiben, damit ich mich nicht ängstigen sollte, der gute Junge! Sein Professor behält ihn als Assistenten, er bekommt vierhundert Thaler und freie Station. Und gleichzeitig kommt da ein Brief von unserem Hannchen in Rostock. Hat sich richtig verlobt mit dem Sekretär, von dem sie neulich schrieb, einem Manne, der sein gutes Auskommen besitzt, schreibt Tante. Ach, Annchen, wie mich das glücklich macht! Gott weiß, mit wie schwerem Herzen ich's all die Jahre mit angesehen hab', wie du dich für uns alle mühtest. Ich konnt's nicht ändern. Von meinem bißchen Pension konnt' ich den Karl nichts Tüchtiges lernen lassen. Aber es hat mich immer bedrückt wie ein Vorwurf, den ich mir machen mußte, ein Unrecht gegen dich. Gott sei Dank! Das ist vorbei. Du brauchst jetzt nur noch an dich zu denken. Die Geschwister sind versorgt. Endlich arbeitest du für deine eigene Zukunft. Das mußt' ich dir noch sagen, Kind. Gute Nacht jetzt! Gute Nacht."

„Gute Nacht, Mutterchen."

Als Frau Röder das Zimmer verlassen hatte, preßte Anna aufatmend beide Hände auf die Brust. Frei! Was für eine seltsame Empfindung das war! Fast berauschend stieg sie ihr zu Kopf. Frei von den Pflichten, den Entsagungen, welche, wenn auch willig übernommen, wie ein Alp auf ihr gelastet hatten, ihre ganze Jugendzeit hindurch! Mit einem Schlage sind die nun von ihr genommen, sie ist wieder Herrin ihrer Zeit, ihrer Einnahmen, ihrer selbst, und das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht giebt ihr ein verdoppeltes Anrecht an das Glück des Lebens. Entbehrt hat sie lange, nun ist es Zeit zu genießen; gearbeitet hat sie hart, nun ist es Zeit, sich zu freuen. Die ganze Welt liegt offen vor ihr, mit allem, was sie Herrliches bietet. Was soll sie wählen? Wonach zuerst die Hand ausstrecken? Was? Ein jähes Rot steigt in ihr Antlitz. Ist das eine Frage? Zwei kecke, blitzende Augen schauen sie an, jetzt hört sie sogar die Stimme, die ihr so viel Thörichtes, so viel Liebes zuraunt.

Sie steht in ihrem dreißigsten Jahr, obgleich die Listen der letzten Volkszählung nur fünfundzwanzig angeben. Zu ehrbar in ihrem Empfinden, um an einer Liebschaft Gefallen zu finden, zu arm, zu gebunden zur Ehe, hat sie ihr Herz mit beiden Händen festgehalten, Aug' und Ohr den ihr dargebrachten Huldigungen verschlossen. Und sie fühlt's, da in ihrem Innern hat sich im Laufe der Jahre ein unermeßlicher Schatz von zurückgestauter Zärtlichkeit angesammelt. Frisch wie das eines Kindes ist ihr Empfinden und leidenschaftlich zugleich, wie dasjenige des reifen Weibes. Und dieser Schatz sollte ungehoben bleiben? Wieder schauen die braunen Augen sie an, und sie muß lächeln. Es hat wohl keine Not. Lächelnd sucht sie ihr Lager auf, und in ihren Traum hinein grüßt ein junges, hoffnungsfrohes Gesicht.

Vier Wochen später auf einer Don Carlos-Probe kündigte Anna Röder den Kollegen ihre Verlobung mit Baron Hans Hermann von Rabeneck an.

Die Glückwünsche flossen nur matt. Aber das war nicht Mißgunst, trotz ihrer vornehmen Zurückhaltung war die Röder gut gelitten, eher sprach etwas wie Besorgnis um sie aus Worten und Mienen ihrer Kollegen.

Der Marquis Posa sagte überhaupt nichts, er wandte sich und stierte mit feuchten Augen eine grasgrüne Coulisse an. Er hatte die Röder zum Teil ausgebildet, immer etwas bevatert, vergötterte sie im Herzen und hatte noch bis zur Stunde auf einen Liebesdank gehofft.

Die zweite Sentimentale, welche die Mondecar spielte, zupfte den Herzog Alba am Aermel. „Rabeneck heißt ihr Bräutigam? Was ist denn der?"

„Baron."

„Nu ja, das weiß ich selbst. Aber weiter?"

„Weiter? Nichts."

„Nichts?"

„Nein. Lieutenant kann er nicht mehr sein, wenn er sie heiratet, und Couponabschneider ist er nie gewesen."

„Weiter nichts als Baron? Das ist aber wenig."

Und die Gräber lachte laut in ihrer Gassenjungen-Offenheit. „Heiraten willst du den Rabeneck? Nee, Röder, für so blau hätt' ich dich nicht gehalten."

Auch Annas Mutter war nicht einverstanden mit ihrer Wahl.

„Der Himmel weiß, wie sehr ich gewünscht habe, dich an der Seite eines braven Gatten so glücklich zu sehen, wie ich es gewesen bin," sagte sie. „Aber Annchen, ein Mann, jünger als du und der das Wenige, was er auf der Welt ist und besitzt, noch aufgeben muß um deinetwillen! Kind, es ist ein gefährliches Spielzeug, wonach du jetzt greifst."

Anna hatte nur eine Antwort. „Ich liebe ihn! Ich habe keine Jugend gehabt, und einmal in meinem Leben will ich jung und thöricht und glücklich sein."

Zwei Tage später durchlief die Sensationsnachricht von der Verlobung der gefeierten Röder mit dem Baron Rabeneck alle Zeitungen. Man begrüßte es mit Freuden, daß diese neu geknüpften Bande die Künstlerin der Bühne nicht entfremden sollten.

Rabeneck hatte einen raschen Entschluß gefaßt. Er lachte der ernsten und besorgten Abmahnungen von seiten seiner Vorgesetzten und Kameraden, er lachte auch, als sein Bruder, der Majoratsherr, in hellem Zorn seine Hand gänzlich von ihm abzog. Seine Zulage floß auch sonst nur spärlich, und der Uniformrock war ihm schon seit lange zu eng. Thoren, seine besorgten Freunde, sich einzubilden, daß ein Mensch den Halt im Leben verlieren müsse, weil er seinen Beruf aufgiebt! Der Halt, den ein Mensch hat, liegt doch nicht in seinem Beruf, der liegt in ihm! Der Mann seiner Frau, wie ängstliche Seelen fürchten, nein, der wird Hans Hermann niemals werden, wenn er auch kein Brodstudium absolviert hat. Er wendet sich der Kunst zu, wie die Frau, die er liebt, dazu braucht's keine langen Vorbereitungen. Zum Künstler ist man geboren, oder man wird's im Leben nicht. Er nun glaubte dazu geboren zu sein, zu mehreren Künsten sogar. Wie oft hatten seine improvisierten Verse den Kreis seiner Kameraden erheitert! Welche Bewunderung fanden die Rotdornzweige und Kolibris, welche er auf die Holzfächer der Damen malte, um verlorene Vielliebchen einzulösen! Ein wenig Uebung und es konnte ihm nicht fehlen. Hatte der Dingsda, der Scheffel, sich nicht ein Vermögen erschrieben? Und welche Unsummen hatte Hans Makart für seine Bilder gefordert und erhalten! Der beglückte Gatte der geliebten Frau wollte er werden und ein weltberühmter Künstler dazu. Das sollte seine Antwort sein auf die Bedenklichkeiten engherziger Philister.

Sie heirateten sich also, und die Spur von Jahren wischte das neue Glück aus dem Antlitz der jungen Frau. Hans war stolz, wenn sie an seinem Arm über die Straße schritt und die Leute hinter ihnen zischelten und flüsterten: „Die Röder! Sehen Sie, die Röder! Wie gut sie aussieht! Sie wird alle Tage jünger. Und der neben ihr, das ist ihr Mann."

Man wußte es in der Stadt, in der sie seit Jahren wirkte, daß Anna Röder den lockenden Versuchungen, welche eine Schauspielerin umlauern, siegreich widerstanden hatte, daß der Schild ihrer Ehre rein und fleckenlos war, daß jeder Mann sie mit Stolz seine Gemahlin nennen durfte. Und wie lieb sie war, wie einfach, wie anspruchslos in ihrer Häuslichkeit!

Als die Flitterwochen ihrem Ende nahten, kaufte Rabeneck sich Papier, Federn und Tinte und fing an zu schreiben. Es ging aber schwerer, als er gedacht hatte. Seine Arbeiten, die ihm im Freundeskreise ungemessenen Beifall eingetragen hatten, fanden kaum auf seine eigene Kosten einen Verleger, und war der Verleger gefunden, dann fehlte das Publikum. Mit dem Uebernachtberühmtwerden war's nichts, und die Tausende wollten auch nicht geflossen kommen. Hermann überlegte sich, daß es ihm vermutlich an Welt- und Menschenkenntnis fehle. Darum begann er das Leben zu studieren, d. h. er suchte in allerlei Kneipen nach Typen, unternahm weite Reisen, übernachtete in Bauernhäusern und zechte mit Millionären, alles um Originale zu finden. Dabei machte er wirklich überraschende Entdeckungen; am überraschendsten war die, daß der Gehalt seiner Frau, welchen der an eine Lieutenantsgage und spärlichen Zuschuß Gewöhnte für unerschöpflich gehalten hatte, für seine Art von Studium nicht entfernt ausreiche.

Zudem wurde ihm gerade in dieser Zeit ein reizendes Töchterchen geboren. Das kostete ebenfalls, dem Vater nun wohl nicht; der drückte gerührt seinem Kinde als Taufgeschenk sein neuestes Schauspiel in die Händchen, doch war's gut, daß die kleine Magda wegen ihrer Nahrung nicht auf Papas Tantiemen zu warten brauchte.

In dieser Weise konnte das Leben nicht weiter gehen. Anna Röder löste ihren Kontrakt mit dem Schauspielhaus und beschloß, in Zukunft nur noch zu gastieren. Gastrollen bringen bessere Einnahmen, und der gefeierten Röder konnte es an Aufforderungen zu Gastspielen nicht fehlen! Bis jetzt hatte ihre Mutter sie davon zurückgehalten, weil sie für ihre Gesundheit fürchtete, aber die war zu ihrer jüngeren Tochter gezogen, und Anna fühlte sich stark, für Mann und Kind zu arbeiten.

Da waren zunächst zu Ehren eines fürstlichen Besuches an einem deutschen Hofe ganz besonders glänzende Schauspielvorstellungen geplant, an welchen mitzuwirken Künstler und Künstlerinnen aus Ost und West aufgefordert wurden. Auch Baronin Rabeneck reiste hin mit Mann und Kind und Amme und Wärterin für das Kind. Das waren Tage des Triumphes, der Glanzpunkt ihrer Künstlerlaufbahn, ihres Lebens war's. Wohl hatte man in Deutschland immer gewußt, Anna Röder sei eine gute Schauspielerin, der und jener hatte sie auch einmal spielen sehen. Dies aber gab den Ausschlag, dies griff durch. Berichterstatter aus allen Hauptstädten hatten sich eingefunden, sie trugen ihre Bewunderung für Annas Talent durch alle deutschen Gauen. Es regnete Aufforderungen zu Gastspielen. Die Röder nahm jede an. Es galt ihres Mannes stetig wachsende Ansprüche zu befriedigen, ihres Kindes Zukunft sicher zu stellen. Da gab's keine Erholung! Heute trat sie in Köln auf, morgen in Kiel, übermorgen in Breslau. Was war aus den Stunden tiefer, ungestörter Ruhe geworden, die vordem jeder größeren Leistung zu folgen pflegten? Von der Bühne hastete sie auf den Bahnhof; in einem Eisenbahncoupé mußten die hochgehenden Wogen ihrer Empfindung verebben. Vom Bahnhof stürzte sie morgens zur Probe, und abends stand sie wieder auf den Brettern, immer in einer Hauptrolle, einer Rolle, die ihr Gemüt bis in seine tiefsten Tiefen durchwühlte. Mit der Zeit stumpfte sich dies jedoch ab, der Ton für jedes einzelne Wort stand durch die endlosen Wiederholungen fest, sie sprach zu Zeiten fast mechanisch, besonders wenn sie sich müde fühlte. Dafür begegnete es ihr denn auch, daß sie an diesem oder jenem Abend das Publikum nicht in dem Grade hinriß, wie sie es gewohnt gewesen war, daß sie unzufrieden mit sich und ihren Leistungen heimkehrte. Auch die Stimme wollte ihr zuweilen nicht gehorchen, besonders, wenn sie, was selten vorkam, eine neue Rolle einstudierte. Das Kind schleppte sie auf dieser Hetzjagd durch das ganze deutsche Reich nicht mehr mit. Sie hatte es ihrer Mutter anvertraut. Hermann war des Reisens auch überdrüssig geworden, und weil, trotz all seiner „Studien", die Muse der Poesie sich ihm nicht zuneigen wollte, faßte er den Beschluß, sein zweites Talent auszubilden und ging auf die Malakademie nach Düsseldorf. Anna schickte ihm pünktlich sein Monatsgeld und besuchte ihn, wenn sie Zeit hatte.

Ihm war's mit dem Geldverdienen nicht mehr gar so eilig. Das Studium in Düsseldorf machte ihm riesigen Spaß, es war zu gemütlich in dem übermütigen Künstlerkreis, zumal wenn man einen immer vollen Beutel besaß. Anna versagte ihm keinen Wunsch; aus dem von ihr geplanten Zurücklegen für die Zeit der Not wurde dabei nichts, Hermann hatte viele Wünsche. Er war jetzt vollständig der Mann seiner Frau. Was, Kuckuck, wenn zwei Menschen einander lieb haben, warum soll sich der eine nicht einmal von dem andern unter die Arme greifen lassen? Er zahlte es mit Zinsen heim — später. Weder seine Gesundheit noch seine Laune litten unter dieser Lage der Dinge.

Anna hingegen wurde immer hohlwangiger und reizbarer. Ein leichter Husten stellte sich ein. Es war gerade vor einem größeren Gastspiel, das sie nicht ablehnen wollte, nicht ablehnen konnte, denn Hermann wünschte endlich sein Atelier stilgerecht einzurichten. Wie kann man ein großer Maler werden, wenn man nicht einmal ein stilgerechtes Atelier besitzt? Sie reiste also, es war eine kalte Winternacht. Sie spielte die Maria Stuart, aber nur einmal, dann brach sie zusammen.

In einem ungemütlichen Gasthofzimmer lag sie fiebernd acht lange Wochen lang, während der Höhe der Saison zur Unthätigkeit verurteilt! Da ein Sparpfennig nicht vorhanden war, ging ihr Schmuck und ein Teil ihrer Garderobe dahin. Hermann und ihre Mutter pflegten sie, letztere reiste heim, als Anna anfing, sich zu erholen, ihren Mann behielt sie bei sich. Sie konnte ihm unter den augenblicklichen Umständen die Mittel, deren er in Düsseldorf bedurfte, nicht mehr gewähren; zaghaft abbittend fast gestand sie ihm das ein. Rabeneck empfand die Unterbrechung seiner viel versprechenden Studien als eine große Ungerechtigkeit, eine Härte von seiten seiner Frau, der erste peinliche Auftritt zwischen den beiden Gatten erfolgte.

Anna erholte sich nur langsam, ihre Unruhe und Ungeduld selbst verzögerten ihre Genesung. Als sie zum erstenmal wieder eine Rolle sprach, erschrak sie vor ihrer eigenen Stimme, sie kannte sie nicht mehr. Auch ihr Gesicht erschien ihr fremd, sie meinte in Hermanns jetzt so kühlen Blicken zu lesen, wie traurig sie sich verändert habe. Eine Bühnenkünstlerin aber muß schön sein, ein Weib, das geliebt sein will, nicht minder. So that sie, was sie vordem nie gethan: sie suchte durch künstliche Mittel den Reiz blühender Farbe zu erzwingen, den die Natur ihr zu versagen begann. Rabeneck aber, dessen Brust sich einst vor Stolz darüber gehoben hatte, daß er die Röder am Arm führen durfte, hätte in die Erde sinken mögen vor Scham, wenn er jetzt neben seinem Weibe ging und die Blicke der Menschen mit frechem Spott an ihrem gemalten Antlitz hafteten.

Endlich begann Anna Röder aufs neue ihre Gastspiele. Ihr alter Ruf verschaffte ihr noch immer gute Aufnahme.

Mochte der eine oder der andere sich in Bezug auf ihre Leistung enttäuscht fühlen, sie blieb immer die berühmte Röder. Da führte ihr Unstern einen Berichterstatter ins Theater, der sie in ihrer Blütezeit gekannt hatte und den bei diesem Wiedersehen der „Menschheit ganzer Jammer" anfaßte. Er gab seiner Empfindung in seiner Besprechung unverhohlen Ausdruck, und nun war's um sie geschehen! Was jeder fühlte, jeder als erster auszusprechen sich scheute, es war gesagt! Nun wollte niemand die Röder mehr sehen.

Mit den Gastspielen war's für immer vorbei. Sie suchte nach einem festen Engagement, aber sie fand keines.

Nach wochenlangem Warten in der bitteren Sorge um das Notwendigste, an der Seite eines täglich mißvergnügter werdenden Gatten, entschloß sich Anna, einen Agenten aufzusuchen. Vordem war's ihr Stolz gewesen, daß sie für ihr Talent keines Zwischenhändlers bedurfte.

Der Mann saß breitspurig auf seinem Drehsessel, als sie eintrat.

„Sie suchen ein Engagement? Hm. Legen Sie den Mantel ab. Gehen Sie einigemale vor mir auf und nieder, damit ich sehe, wozu ich Sie brauchen kann. Hm. Imponierende Figur, gute Figur, nur zu mager. Müssen sich herausfuttern. Magere Schauspielerinnen sind nicht gesucht."

„Ich bin Anna Röder," sagte die Künstlerin, während das Rot der Entrüstung ihr in die Wangen stieg.

Der Agent schielte sie über das mächtige Eintragebuch hinweg aus seinen vorstehenden, unbarmherzig blickenden Augen an. „Sie waren Anna Röder," sagte er trocken und klappte das Buch zu.

Das Wort traf Anna wie ein Peitschenschlag.

„Wozu soll ich Ihnen einen Schmus vormachen?" fuhr der Agent gelassen fort. „Geschäft ist Geschäft, dabei hört die Höflichkeit auf. Die Zeit fordert ihr Opfer von uns allen, auch von den Primadonnen, so sehr die sich sträuben und sperren mögen. Immerhin, ‚Anna Röder' ist etwas! Gute Schule, vortreffliche Schule, wertvolles Vorbild für Anfänger, giebt der ganzen Bühne Relief — freilich, freilich! Und wenn Sie nicht zu hohe Ansprüche machen, könnte es schon sein, daß ich ein Engagementchen für Sie fände."

Er fand wirklich eines, ein Engagement an einem kleinen süddeutschen Stadttheater, dreihundert Mark Monatsgage, kein Spielhonorar, dreimal die Woche Gastspiele in den umliegenden Landstädtchen. Der Direktor behält sich das Recht vor, nach vier Wochen zu kündigen.

Die Röder schauderte, aber der Hunger klopfte an ihre Thür, sie unterzeichnete den Kontrakt.

Der Erlös der letzten Schmucksachen mußte die Reisekosten decken. Zum erstenmal in seinem Leben fuhr Baron Rabeneck dritter Klasse.

Als sie an ihrem Bestimmungsort ankamen, war das Fach besetzt. Der Direktor hatte sich sicherheitshalber vier Sentimentale kommen lassen, und seine Wahl unter ihnen schon getroffen, die übrigen drei konnten nach vier Wochen gehen, wohin sie wollten; der Röder trug er aus besonderer Hochachtung an, die Heldenmütter zu übernehmen. Allerdings war dies Rollenfach nur mit einhundertfünfzig Mark Monatsgage bedacht.

In dem kahlen Eßsaal des Gasthofes, in dessen gartenwärts gelegenen Räumlichkeiten auch die Bühne aufgeschlagen war, trafen Anna und ihr Mann zuerst mit den künftigen Kollegen zusammen. Die gegenseitige Vorstellung erfolgte über das unsaubere Tischtuch hinweg, denn die sämtlichen Theatermitglieder speisten hier — und wie speisten sie! Die hoch aufgetürmten Schüsseln wurden im Umsehen leer. Der von Jammer übersättigten Künstlerin freilich wollten die in Schmalz und Zwiebeln schwimmenden Gerichte nicht über die Lippen.

Sie betrachtete trostlos die Menschen, unter denen sie demnächst zu leben gezwungen war. Ihr gerade gegenüber saß ein blutjunges, hübsches Ding mit einer zerknitterten roten Schleife im Haar und einer alten unechten Sammetjacke angethan, an welcher verschiedene Knöpfe fehlten. Ihren mit schwarzer Tusche dick umränderten Augen sah man's an, daß sie sich vor nichts mehr senkten, und über die korallenroten Lippen flossen während der Mahlzeit Scherzreden, welche der fast zwanzig Jahre älteren Frau das Blut ins Gesicht trieben.

Zu Annas Bestürzung schien Rabeneck sich in diesem Treiben ganz behaglich zu fühlen. Er erwiderte die Neckereien seines hübschen Gegenübers, er sprach sogar zu ihrer Begleiterin, einem etwas vergröberten Abklatsch von Mutter Gräber. Mit dem Helden und dem Intriganten trank er gleich am ersten Abend Brüderschaft. Es sei ein Studium, wie ein anderes, meinte er. Aber Anna gefiel's nicht, daß er so viel Freude daran fand. Besonders das Mädchen mit den schamlosen Augen flößte ihr Furcht ein. In dem Maße, wie ihre Reize welkten und schwanden, schoß die Eifersucht in ihrem Herzen empor. Sie hatte alles hingegeben für den Mann, den sie liebte, ihr Vermögen, ihre Gesundheit, ihr Talent, all ihre Hoffnungen! Den so teuer erkauften Preis wollte sie sich nicht entwinden lassen! Nur solange sie seinen Unterhalt bestritt, glaubte sie sich seiner sicher. Darum nahm sie das Rollenfach an, das der Direktor ihr bot. Vielleicht erholte sie sich im Laufe des Winters, vielleicht kehrte ihr ein Bruchteil der alten Kraft, des alten Könnens zurück! Vielleicht!

Eitle Hoffnung! Man erholt sich nicht an einem Theater mit dreimaligem auswärtigem Gastieren in der Woche. Rollen lernen, Kostüme umgarnieren des Nachts; morgens vier bis fünf Stunden Probe; nachmittags in einem federlosen Omnibus zwei, drei Stunden lang durch den Schnee rumpeln; abends in einem rauchigen Wirtshaussaal vor Krämern und Bauern die Kunst entweihen, das war der regelmäßige Kreislauf ihrer Tage.

Und dazu die heiße, nervenzerrüttende Angst um das einzige Eigentum, das ihr noch geblieben war! Die Verzweiflung, wenn die Pflichten ihres Berufes sie fesselten und Hermann umherstrich, sie wußte nicht wo? Oder wenn sie ihre Mutterrollen herunterhaspelte und plötzlich sein helles Lachen hinter der Coulisse ertönte, vermischt mit dem Gekicher der dreisten Person, die sich vor Annas Augen mit ihrer Eroberung brüstete! Verstand und Besinnung stockten ihr in solchen Augenblicken, und mitten im Satz versagte ihr die Rede. Dazu die Wege zum Pfandleiher! Die schlecht geheizte elende Stube! Die Mahlzeiten von trockenem Brot und die Sorge! Die ständig quälende, nagende Sorge!

(Schluß folgt.)

Vorfrühling.*

Im Mondschein webt ein seltsam Düften,
Ein feuchter Brodem steigt herauf,
Als wachten in viel tausend Grüften
Die längst verwelkten Rosen auf.

O Duft! Du weckst Erinnerungen!
Gestorben Glück, vergessen Leid
Sind aus dem Grab emporgedrungen
Und geben mir das Nachtgeleit.

War es nicht hier? Die Goldschrift glänzte
Am weißen Stein, an dem er schwor,
Wie heut'! Der Epheu, der ihn kränzte,
Reckt weiter kaum die Ranken vor.

Ein Lüftchen wehte durch die Worte,
Wie süß ihr Klang, ob kaum gehört!
Im Winde schlug die kleine Pforte —
Wind war das Wort, das mich bethört.

Hinweg Gestalten! Falsche Schatten,
Geweb' aus Trug und Moderdunst!
Was müht ihr mit den kalten, matten
Gesichtern euch in alter Kunst!

Mit Wetterzorn und Donnerrasen,
Ihr Lenzesstürme, brecht herein,
Und ist das Duftgespenst zerblasen,
Dann laßt es klaren Frühling sein!

* Aus der trefflichen Sammlung: „Gedichte" von Ilse Frapan. (Berlin, Gebr. Paetel.)

Ueber Reitsport.

Von Ottomar Beta.

Nachdruck verboten.

War Lessings Minna von Barnhelm ein deutsches Mädchen? Der frivole Julius Faucher stellte dies gelegentlich einer Rede in Frage. Ein deutsches Mädchen liefe einem Manne nicht in der Weise nach, wie diese angebliche Thüringerin, sondern bliebe bei ihrem Strickstrumpfe. Wir wollen die litterarische Seite dieser Frage gar nicht weiter berühren. Thatsache aber ist, daß Lessing sich gern nach englischen Vorbildern richtete, Thatsache auch, daß die Engländerin mehr dem Zuge ihrer Neigung folgt, als die deutsche Dame. Sie fühlt sich mehr als Herrin ihrer selbst; ebenso wie sie „trainierter" ist oder wie der fachmännische nicht zu verpönende Ausdruck lautet: trockener.

Es giebt in England weit weniger Konvenienzehen, als bei uns. Die Söhne und Töchter der höchsten Aristokratie scheuen sich nicht, bei ihrer Wahl ins „Volk" hinabzusteigen oder vielmehr sie gehören, richtiger noch, sie zählen sich zu demselben. Ist es doch eine Art von Fiktion, daß selbst die Kinder des englischen Königs im Auge des Gesetzes auf demselben Boden stehen, wie eben dieses Volk. Die Krone selbst steht darum nur um so höher, je mehr der Träger derselben durch sie erhoben wird.

Und auch das Weib steht in den Augen des Engländers darum nicht niedriger, weil hie und da die größere Freiheit der Wahl einmal zu einer absurden Verbindung führt. In der Regel ist die englische Dame ihren sozialen Aufgaben gewachsen. Sie nimmt einen regeren Anteil an der Erziehung des Volks, an der Herstellung versöhnlicher Stimmungen.

Wenn auf irgend einem Gebiete, so spricht sich der tiefgehende Unterschied in Anschauung und Habitus schon in der Heranbildung der deutschen und der englischen Dame aus. Die sportlichen Bildungsmittel, die keineswegs nur den Körper beeinflussen, spielen in England eine größere Rolle, auch in dieser Hinsicht. Während die deutsche Dame von einer „Amazone" nicht ohne gewisses Vorurteil zu sprechen geneigt ist, gilt in England die Reitkunst für das weibliche Geschlecht höherer Stände als ein unerläßlicher Zweig der Ausbildung. Der Engländer lebt auch mehr auf dem Lande in einer naturgemäßen Atmosphäre, er schämt sich nicht, wie das in Deutschland vielfach der Fall ist, seiner Beziehungen zum Landleben. Er würde es für einen Mangel an Bildung halten, wenn er nichts von der Landwirtschaft verstünde, während man bei uns über Fragen, die diese Urbeschäftigung der Menschheit betreffen, zuweilen sogar die Nase rümpfen sieht. Zum Teil liegt dies daran, daß das Verhältnis des Briten zu dem Grund und Boden seines Vaterlandes ein anderes ist, als bei uns, und daß Stadt und Land mehr durchwachsen, nicht wie bei uns durch Mauern voneinander abgegrenzt sind. Kein Haus ohne Garten, kein Stadtteil ohne Parke, Squares, ohne Viehweiden mit lebendigen Hecken, und kaum ein Mensch, der nicht an den Vergnügungen, welche die größere Freiheit der Bewegung in Wald und Feld mit sich bringt, innigen Anteil nähme. Der fruchtbarste und bestbezahlte Romancier Englands, der kürzlich verstorbene Antony Trollope, schildert wohl ein Dutzend Fuchsjagden zu Pferde in jedem seiner Werke und setzt jedesmal die ganze Bevölkerung in Mitthätigkeit. Was Wunder also, daß man in England auch mehr als bei uns der Ausbildung in der Reitkunst sich befleißigt, diesem Teile der Erziehung sogar eine große Bedeutung beilegt, um so mehr, als equestrielle Uebungen nicht nur dem Körper dienlich sind, sondern auch dem Geiste. Sie verleihen ihm jene Energie, wie unsere Zeit sie immer mehr auch bei uns von beiden Geschlechtern verlangt. Und zwar ist diese Wirkung auf den Charakter in so hohem Grade der Fall, daß die Bühnenschriftsteller mit Glück eine Gegenüberstellung der Amazone und der kleinlichen Klatschschwester zu unternehmen pflegen. Giebt es denn, auch vom ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet, etwas Schöneres, als eine Dame auf dem Rücken eines edlen Pferdes dahinfliegen zu sehen, über das Feld und über Hindernisse hinweg? Mit dieser Erhöhung in den Sattel beginnt die Emanzipation vom Strickstrumpfe und Kaffeeklatsch.

Freilich geht es auch hier nicht ganz ohne Auswüchse ab. Die Reitkunst ist ein Erziehungsmittel, und als solches sehr schätzbar, das Pferd ist Mittel zum Zweck. Wo aber die Beschäftigung mit diesem so lenkbaren und liebenswürdigen Geschöpfe zur Hauptsache im Leben einer Dame wird, da begegnen wir nicht selten einer sehr unwillkommenen Entartung. Damen, die gleichsam Reitsimplerinnen geworden, können so wenig wie die Männer ähnlicher Richtung die Atmosphäre der Reitbahn ganz verleugnen und sind in der Regel zugleich außerordentlich herrschsüchtig. Wir sprechen also nur der Reitkunst als Erziehungsmittel, nicht als Beruf, das Wort. Und als ein solches wünschen wir auch im deutschen Vaterlande die Reitkunst wie andere körperliche Uebungen für das weibliche Geschlecht immer mehr in Aufnahme gelangen zu sehen.

Vor allen Dingen wollen wir der Bänglichkeit begegnen, als ob die Reitkunst besonders schwierig wäre. Die technischen Vorbedingungen sind ungemein gering, und das praktisch zu Erlernende vermag jede Dame unter Anleitung eines pferdeverständigen Herrn in kürzester Zeit sich anzueignen. Es bleibt die Praxis hierbei, wie in allen sportlichen Dingen, die Hauptsache. Da indessen viele unserer schönen Leserinnen kaum eine Vorstellung davon besitzen, wie einfach das Verhalten der Reiterin ist, so wollen wir einige der Hauptpunkte dieser Kunst in Kürze schildern, indem wir die Freunde größerer Ausführlichkeit auf Major Adolf Schlabergs elegant ausgestattetes Büchlein „Die Dame als Reiterin" verweisen.

Die Dame braucht ein wohl dressiertes und gebautes, unbedingt gehorsames, ruhiges, aber nicht phlegmatisches Pferd von mittlerer Höhe, von etwa 1—2 Zoll. Da man die Höhe des Pferdes von der Fußsohle bis zum höchsten Punkte des Widerristes mißt und fünf Fuß rheinisch als Einheit zu Grunde legt, so heißt das: ein Pferd von 1—2 Zoll über 5 Fuß, oder 160—162 cm Bandmaß.

Der Anzug der Reiterin muß die Büste zur Geltung bringen, darf aber die Gliedmaßen nicht behindern; Bänder, lange Schleier und Taillenschöße, Bijouterien sind vom Sattel verbannt; die Kopfbedeckung, Hut in Cylinderform oder Barett, ist der sorgsam befestigten Haartracht gemäß zu wählen. Die einfache Eleganz in Solidität, in Schnitt und Stoff sind für das Kleid Voraussetzung, dessen Saum unter Umständen auch mit kleinen Bleistückchen beschwert wird. Unerläßlich ist ein gut anschließendes Pantalon von schwarzem Tuch oder weichem Leder, mit Stegen oder Bindebändern.

Beim Aufsitzen macht sich die Dame gern mit ihrem Pferde durch eine Kajolerie oder Darreichung eines Leckerbissens vertraut. Nach einem prüfenden Blick über die Adjustierung hebt sie das Kleid vorn fußfrei, tritt mit dem linken Fuß in die dargebotene Hand des Gehilfen oder Begleiters, legt die linke Hand auf dessen Schulter und die rechte, mit der Gerte, erfaßt das große Horn des Sattels. Nun stemmt sich die Dame, vom Begleiter unterstützt, in die Höhe, indem sie sofort das rechte Bein zwischen das kleine und große Horn legt, während der Gehilfe ihren linken Fuß in den Bügel bringt. Auch beim Absitzen ist ein ähnlicher Beistand notwendig.

Ein natürlicher Sitz mitten im Sattel, rechtwinklig zur Längenaxe des Pferdes, ohne daß der rechte Fuß sich durch das Kleid abzeichnet, sondern flach am Halse liegt, giebt der Dame einen festen Halt, der ihr außerordentlich durch das sogenannte Springhorn links am Sattel erleichtert wird. Dieses dient dem linken Knie, welches sich lose darunter schiebt, als Anhalt von oben, während der linke Fuß, im Bügel ruhend, nach unten hin den Körper stützt. Von der richtigen Länge des Bügelriemens hängt wesentlich der sichere Sitz der Dame ab, und jede Unzulänglichkeit in dieser Hinsicht ist sogleich zu verbessern. Mit einem so gesicherten Halt kann die Reiterin sich ganz dem Lauf des Pferdes hingeben, da sich dessen Bewegung sofort auf sie selbst überträgt, etwa wie die des Kurierzuges auf die Insassen.

Ein praktischer Reitversuch, ein Sprung, lehrt die Novize in kurzer Zeit erkennen, daß lange, ehe sie Zeit hätte, etwa zu stürzen, das Pferd unter ihr schon wieder in Bewegung ist und sie gleichsam wieder auffängt oder vielmehr, daß dasselbe Trägheitsmoment, welches die Reiterin aus dem Sattel heben könnte, auch das Pferd beherrscht und vorwärts treibt, und somit der Zusammenhang und Anschluß zwischen Reiterin und Pferd sich immer von selbst und unmerklich wiederherstellt. Die kühnen Amazonen des Mittelalters, welche, den Falken auf der Faust, über Hecken und Gräben setzten oder im Fluge dem gehetzten Hirsche folgten, mußten sich mit einem wesentlich einfacheren Sattel begnügen, als es der moderne ist. Die Einführung der beiden Seitenhörner, des Springhornes über dem Knie des linken Beines und des kleinen Hornes außen als Gegenlage für den das große Horn umfassenden Schenkel des rechten Beines gehört der Neuzeit an. Und da der modernen Dame keine Bravourstücke zugemutet werden, wie sie die Parforcejagd des Mittelalters und die Reise zu Pferde über Berg und Thal auf dem einseitig trabenden Zelter mit sich brachten, so kann man hieraus schon die Ueberzeugung gewinnen, daß der Reitsport den Damen nicht auch in der zahmen Form unserer Tage immer mehr verkümmert zu werden braucht. Je mehr das Weib an den Uebungen des Mannes teilnimmt, um so zuverlässiger wird sie ihm als Kameradin und Genossin in allen Lebenslagen zur Seite stehen.

Die letzten Jahrzehnte haben dem heranreifenden weiblichen Geschlechte den Turnplatz und das Schwimmbassin, in Paris und sogar in London das Verdeck des Omnibus, sagen wir der sie nach Derby oder nach dem Bois de Boulogne entführenden Dover-Coach oder Mail-Coach, sogar die Mitwirkung auf dem Dreirad eröffnet, und es ist kaum zweifelhaft, daß auch seine Erhebung in den Sattel, wo die Mittel nicht fehlen, für Erziehungszwecke und zur Kräftigung des Körpers im Zuge der Zeit liegt. Eine wesentliche Bedingung guter Wirkung des Reitens bleibt allerdings, daß man nicht das erste beste geeignet scheinende Pferd seiner Dame aufnötigt, sondern eines von sanftem, willigem Charakter. Denn es findet ein merkwürdiger Rapport zwischen Pferd und Reiter statt. Man hat keinen Grund, sich darüber zu entsetzen, daß der Einfluß, den diese beiden aufeinander ausüben, gegenseitig ist und allgemein besteht, in allen Zonen, zwischen den Menschen und dem stummen Geschöpfe, das er in seinen Dienst nimmt. Ich glaube in einem von Gyps' liebenswürdigen, wenn auch etwas frivolen Werken findet sich die Beobachtung, oder es findet sich zu derselben Veranlassung, nämlich in „Autour du Divorce". Pauline, die launische und doch gutherzige Heldin, reitet ein Pferd Abälard, welches sehr eigensinnig und störrisch ist. Nach der Scheidung wird sie sanft und beginnt, den Mann, den sie verloren hat, zu lieben. Die Gründe hierfür sind mannigfach. Einer derselben ist aber der genialen Verfasserin entgangen, nämlich der, daß Pauline, zu ihren Eltern zurückgekehrt, dort auch ein anderes Pferd vorfand, und dieses muß entschieden ein lenksames, den Eigensinn der holden Reiterin nicht mehr herausforderndes gewesen sein.

Es war zu Wien im Jahre 1868. Alle musikalischen Kreise der österreichischen Hauptstadt waren in lebhafter Bewegung — Franz Liszt war dort eingetroffen, um der Aufführung seiner „Heiligen Elisabeth“ beizuwohnen. Wie nur jemals in früheren Jahrzehnten, da er noch als Virtuos von Land zu Land, von Stadt zu Stadt zog und einen Enthusiasmus erregte, wie vorher und wohl auch später unerhört gewesen, so war Meister Liszt auch jetzt der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, und was er that und sprach, wurde von eifrigen Chronisten gewissenhaft gebucht. In einer dem Komponisten und Künstler zu Ehren veranstalteten Soiree kam das Gespräch auch auf fürstliche Komponisten und deren musikalische Befähigung, und bei dieser Gelegenheit selbstverständlich auch auf den regierenden Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha und dessen musikalische Schöpfungen. Da sagte Liszt wörtlich: „‚Santa Chiara‘ ist eine der besten deutschen Opern, die mit ebensoviel Geist wie Gemüt, und mit ebensoviel Wissen wie Phantasie gearbeitet ist, sodaß sie sich an der Seite der neuen bedeutendsten musikalischen Werke bis in ferne Zeiten als eine erhebende Schöpfung erhalten muß.“

Vierzehn Jahre waren damals verflossen, seit das Werk, dem von berufenster Seite ein so uneingeschränktes Lob gespendet, zum erstenmale (zu Gotha, am 2. April 1854) über die Bühne gegangen war; weitere dreiundzwanzig Jahre, eine lange Frist in unserer so viel schaffenden und — so leicht vergessenden Zeit, sind verronnen, seitdem Liszt jenen Ausspruch gethan. Gerade auf dem Gebiete der Musik haben die jüngsten beiden Jahrzehnte einen tief gehenden, früher kaum geahnten Umschwung sich vollziehen sehen. Die geniale Schöpferkraft, die rastlose Energie des Meisters von Bayreuth hat die Anregung gegeben, in neue Bahnen einzulenken; den alten Formen der Oper wurden die neuen des Musikdramas gegenübergestellt; hartnäckigste Verteidigung auf der einen, erbittertste Angriffe auf der anderen Seite — das war im musikalischen Lager lange Jahre hindurch die Signatur. Auf beiden Seiten ist der Kampf jetzt beigelegt, nicht aus Ermattung der Streitenden, denn in beiden Heerlagern wuchsen mit der neuen Generation neue Streitkräfte auf, sondern infolge der einsichtsvollen Erkenntnis, daß auf dem Gebiete der Kunst nichts schädlicher ist, als engherzige Beschränkung in einseitig gegebenen Normen, und daß alles Existenzberechtigung und Gleichberechtigung hat, was mit edlem Empfinden ersonnen, tüchtig ausgeführt ist und daher den Stempel des Künstlerischen an sich trägt, mag der Künstler selbst dabei zur Schule schwören, zu welcher er will.

So hat sich auch „Santa Chiara“, die Oper nach der alten Schule, bewährt; so hat die jüngste Aufführung aufs neue dargethan, welchen Reichtum an Melodie sie birgt, welch ein Schatz echten künstlerischen Empfindens in der Seele des Komponisten thront. Am 5. Februar d. J. kam das Werk am Stadttheater in Hamburg zur ersten Aufführung, und die glänzende Aufnahme, die der Oper hier zu Teil wurde, bewies, wie ihr Schöpfer seine Zuhörer zu fesseln, sie ganz in seinen Bann zu zwingen verstanden hat. Trotz aller neuen Richtungen und abweichenden künstlerischen Strömungen hat die Oper gewirkt, wie vor siebenunddreißig Jahren bei ihrer ersten Darstellung — die sicherste Gewähr dafür, daß ihre Schönheit auch in Zukunft nicht verblassen wird!

Den Text der Oper hat Charlotte Birch-Pfeiffer verfaßt, deren dramatische Werke, so reich an Zahl sie sind, eines gemeinsam haben, was sie vor so unzähligen anderen Werken auszeichnet: die Bühnenwirksamkeit. Mit merkwürdiger Sicherheit verstand es Charlotte Birch-Pfeiffer, dramatische Effekte herauszuarbeiten und die wirksamen Scenen an der richtigen Stelle anzubringen. Kaum ein zweiter deutscher Dramatiker hat sich so auf diesen Teil der Bühnenkunde verstanden, und so viel sie gescholten und geschmäht worden ist, da ihr häufig die billigsten Mittel recht waren, um die Zuschauer in qualvolle Spannung oder in tiefe Rührung zu versetzen — in diesem Punkte, dem der dramatischen Technik, konnten und können alle von ihr lernen.

Die Handlung der dreiaktigen Oper hat teilweise einen geschichtlichen Hintergrund — nur teilweise, denn um die historischen Ereignisse, in deren Mitte die unglückliche Prinzessin Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel steht, hat sich schon seit langen Jahren ein Kranz von Sagen und Legenden gewebt, und wie das Volk in frei schaffender Phantasie an dem Geschick seiner Lieblingsfiguren selbst gestaltet, so ist auch die Prinzessin Charlotte zur Heldin romantischer Erzählungen geworden. Die Oper spielt zunächst in Moskau am Hofe des Zarewitsch Alexei, des Sohnes Peters des Großen. Prinzessin Charlotte hat unter den Brutalitäten ihres Gatten schwer zu leiden; auch von ihrem Vater kann ihr keine Hilfe kommen. Nur zwei Anhänger hat sie am Hofe: Viktor von St. Auban, der ihr einst im deutschen Harzgebirge begegnet ist, sich in sie verliebte und nun nach Jahren das angebetete Weib als — Prinzessin und tief unglücklich wiederfindet. Sein Freund und Bundesgenosse ist Alphonse de la Borde, der eine Jugendfreundin der Fürstin liebt. Prinz Alexei hat neue Gewaltmittel gegen seine Gattin ersonnen: alle ihre Freunde und Landsleute werden vom Hofe verbannt, und der Prinzessin selbst will er sich durch einen Gifttrank entledigen. Alphonse und Viktor bringen dies in Erfahrung; sie wissen den Leibarzt Quenlius zu bewegen, statt des todbringenden Bechers der Prinzessin einen Schlaftrunk zu reichen. Dies geschieht, und mit dem vermeintlichen Tode Charlottens und den leisen Hindeutungen des Arztes auf ein neues, glückseliges Leben, zu

Ernst, Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha.

dem sie erwachen wird, endet der erste Akt. — Der zweite bringt einige dramatisch ungewöhnlich ergreifende Scenen. Zarewitsch Alexei will dem laut gewordenen Gerücht, daß er der Mörder seiner Gemahlin sei, dadurch entgegentreten, daß er sich an den Sarg der Toten begiebt. Nach dem Aberglauben jener Zeit mußte die Gemordete sich bewegen und drohend auf den Mörder deuten. Er fühlt sich erhaben über den Glauben an derlei Ammenmärchen und nähert sich entschlossen dem Sarge. Die Prinzessin ist schon halb aus den Banden des Schlaftrunkes und seiner Wirkung befreit, sie bewegt sich, Alexei stürzt voll Grausen fort — und während der sich anschließenden Leichenfeier wird die zum Leben wieder Erwachte von ihren Getreuen entführt, worauf der leere Sarg abermals mit dem Purpur bedeckt und über ihm die Gruft geschlossen wird. — Der dritte Akt spielt in Neapel. Charlotte hat unter dem Namen Chiara hier einen stillen Zufluchtsort gefunden. Weltabgeschieden lebt sie, nur aufgesucht von den Armen, die ihr ob ihrer Herzensgüte und Mildthätigkeit den Beinamen „Santa Chiara“ gegeben. Hierher kommt auch Alexei, der eine Verschwörung gegen den Zaren angestiftet hat. Von Viktor und Alphonse im Auftrage des Zaren, der das Komplott entdeckt hat, verfolgt, begegnet er an der Schwelle von Chiaras Hause ihr, die er längst verstorben wähnt. In jähem Entsetzen meint er den Geist der durch ihn Gemordeten vor sich zu sehen. Er ersticht sich, und ein sanftes Ausklingen deutet auf die glückliche Zukunft hin, die Chiara-Charlotte an der Seite Alphonses finden wird, wie auch Viktor sich mit seiner Geliebten, der Jugendfreundin der Prinzessin, vereint.

Ueberaus wirkungsvoll ist es dem fürstlichen Komponisten gelungen, zu diesem an dramatischen Momenten, wie an lyrischen Episoden reichen Textbuche die entsprechende Musik zu schaffen. Die entsprechende — denn stets stellt sich die Musik als die erläuternde Mittlerin bei ihm dar, nie als Alleinherrscherin. So charakteristisch in der Erfindung der einzelnen Motive, so sorgfältig, der Situation und der dargestellten Persönlichkeit entsprechend sie ausgeführt sind, so großartig in der Klangfülle die höchst geschickt gesetzten Ensembles — niemals übertönen sie das Wort, wie auch das Orchester die harmonische Unterlage für die Gesangspartien bietet, gemäß den Grundsätzen der Meister der alten Schule, die dem Orchester nicht gestatteten, die Stimmen auf der Bühne mit gewaltigem Schall zu übertönen. So bietet das Werk in Anlage und Ausführung, in der geschickten Erfindung der Einzelheiten wie in ihrem geschmackvollen Aufbau ein harmonisches Ganzes.

Man darf nun nicht glauben, daß das Gefühl der Sympathie, welches das Publikum den sozial Hochstehenden entgegenbringt, wenn sie auf dem Gebiete der Kunst als Selbstschöpfer auftreten, die Kritik schweigen heißt oder auch nur auf die Dauer günstig beeinflußt. Es ist wahr: dem fürstlichen Künstler ist leichter der Weg geebnet, der seine Werke an die Oeffentlichkeit führt, und die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit ist ihm sicher — das ist aber auch der einzige Vorzug, den er genießt, denn in allen anderen Punkten hat er der Kritik gegenüber (und nicht nur derjenigen, die sich wortführend in die Spalten der Tageszeitungen ergießt) einen schwierigeren Standpunkt, als der aus der breiten Masse des Volkes Hervorgegangene. Dieser kann sich, wenn er zaghaft seine ersten Versuche in der Oeffentlichkeit wagt, leicht wieder in die Verborgenheit zurückziehen, und die Wogen des Lebens schlagen dann über ihm zusammen, bis er selbst sie wieder teilt, um mit neuer Kraft ans Licht emporzusteigen. Die fürstlichen Autoren aber ziehen schon durch ihre Persönlichkeit, den Glanz des ererbten Namens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich — und damit ist ihnen von vornherein die Verpflichtung auferlegt, die größte Sorgfalt allen ihren Arbeiten zu widmen und ihr ganzes Können für das, was sie begonnen, einzusetzen. Der alte Wahrspruch „Noblesse oblige“ hat auch hier seine volle Geltung.

Frühzeitig schon erhielt der am 21. Juni 1818 geborene Prinz Unterricht im Klavierspiel und in der Harmonielehre, und wie groß sein eigener Drang zum Schaffen war, erhellt daraus, daß er schon damals eine Anzahl Lieder dichtete und komponierte. Bei Colburn in London erschien eine Sammlung dieser Jugendarbeiten, von denen einige, wie „Die Aeuglein“ und „Laß mich nur einmal dich beschauen“, heute noch vielfach gesungen werden. In Bonn, wo Prinz Ernst studierte, hatte Professor Breidenstein, in Dresden, wo er als Rittmeister im königlich sächsischen Heere stand, Kapellmeister Reissiger großen Einfluß auf seine musikalische Weiterbildung. Der persönliche Verkehr mit Felix Mendelssohn-Bartholdy, mit Moscheles, Meyerbeer, Richard Wagner, Franz Liszt wurde der weiteren Entwickelung förderlich. Einigen kleineren, der Kammermusik angehörigen Werken folgten als erste größere Werke die Kantaten für Gesang und Orchester „Immer Liebe“ und „Aller Seelen“. Immer mehr erstarkte das Talent des fürstlichen Komponisten, der inzwischen die Regierung des Herzogtums Koburg-Gotha übernommen hatte, aber bei eifrigster und getreuester Erfüllung seiner hohen Pflichten doch auch den schönen Künsten ein Pfleger blieb. Große Aufgaben traten in den damaligen bewegten Zeiten an die deutschen Fürsten heran, und mit weitausblickendem Geiste erkannte Herzog Ernst, was für das gesamte deutsche Volk förderlich sei. Voll Würde und Einsicht, voll Herzensgüte und Milde, wie sie seinem kerngesunden, echt deutschen Wesen entsprachen, war sein Wirken. Wie er in seinem Lande Verkehr und Handel, Industrie und jegliches kulturelle Einzelmoment zur Blüte brachte, wie er für die Einheitsbestrebungen des gesamten Deutschland eifrigst wirkte und schaffte, wie er in Kriegs- und Friedenszeiten stets als wahrhafter Mann auf dem hohen Posten stand, zu dem er berufen war, und wie er mit der ganzen imponierenden Macht seiner Persönlichkeit stets für das eintrat, was er für recht und gut erkannt hatte — das ausführlich zu schildern ist hier nicht der Ort. Im Rahmen einer kurzen Schilderung dessen, was die künstlerische Wirksamkeit des Herzogs betrifft, sei nur erzählt, was er in den weihevollen Stunden geschaffen, da er die Regierungssorgen abschüttelte, um sich ganz seiner Muse zu widmen. Der Anregung Liszts folgend, schrieb er seine erste Oper „Zaira“, die zuerst am 15. April 1846 in Gotha aufgeführt wurde und alsdann den Weg über die meisten deutschen Bühnen nahm. Es folgten „Toni, der Wildschütz“ (zuerst aufgeführt am 6. Dezember 1848 zu Koburg), darauf „Santa Chiara“, sodann „Casilda“ (1855) und endlich „Diana von Solange“, 1858 zum erstenmale aufgeführt. Das letztgenannte Werk und „Santa Chiara“ stehen noch heute auf dem

Gemälde von E. Anders.

Holzschnitt von R. Brend'amour.

Mutterglück.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Spielplan der deutschen Opernbühnen. Zu diesen Kompositionen gesellen sich eine große Anzahl Lieder und zahlreiche wirksame Instrumentalkompositionen, wie die „Phantasie für Piano, Violoncell und Aulodion“ und der „Fackeltanz“, geschrieben zur Vermählungsfeier des Großherzogs von Baden. Bezeichnend dafür, welche Anerkennung die Tonschöpfungen des Herzogs auch in nichtdeutschen Ländern gefunden haben, ist der Umstand, daß seine Hymne für Männerchor und Blechmusik „Die deutsche Trikolore“ in Belgien und Frankreich mit einem anderen, ihr untergelegten Text als „Hymne à la paix“ gesungen wird und als solche bei dem Gesangsfest in Dreux mit dem ersten Preise gekrönt wurde.

Der Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit des fürstlichen Komponisten gesellt sich ein bedeutsames Moment hinzu, durch das er nicht nur auf musikalischem, sondern auf jedem andern künstlerischen Gebiete segensreich gewirkt hat: die vielfache Anregung, die von ihm ausging. Selbst ein produktiver Künstler, war er ein aufmerksamer Beobachter und eifriger Förderer aller künstlerischen Bestrebungen. Es gab und giebt kaum eine auf politischem, künstlerischem oder einem sonstigen kulturellen Gebiet hervorragende Persönlichkeit, mit der dieser Fürst nicht in persönlichen Beziehungen gestanden. Von dieser Vielseitigkeit des Wissens und des Könnens, von dieser regen Anteilnahme an allem, was im Dienste seines deutschen Vaterlandes und der Menschheit Großes geschehen, zeigt auch sein jüngst erschienenes dreibändiges Werk, in welchem er so anregend wie belehrend aus seiner Zeit und seinem Leben erzählt. Was in diesem großen Werke aber nicht mitgeteilt wird, ist, wie Unzähligen er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ideeller und materieller Art den Weg zum Ziele geebnet hat. Und so steht er noch heute vor uns, geliebt und bewundert, ein bejahrter Mann, aber jugendfrisch an Geist und Körper, ein wahrhafter Charakter, ein echter Fürst von deutscher Art.

Adolf Gerstmann.

Was Poesie ist.

Von Antonio de Trueba. Deutsch von Alex Braun.

(Fortsetzung und Schluß von S. 115.)

Nachdruck verboten.

II.

„Mama, essen wir denn noch nicht bald? Komm, bitte, komm zu Tische; uns hungert!“ drängten Luis und Pepito und schmiegten sich schmeichelnd an die Mutter.

„Ja, gleich; nur ein bißchen Geduld, ihr Quälgeister.“

Von Mariquita begleitet eilte sie in die Küche, um mir zu Ehren noch rasch eine von den vielen kleinen Delikatessen zu bereiten, in denen sie Meisterin war und die sonst festlichen Gelegenheiten vorbehalten blieben. Ich besichtigte indessen den Garten und plauderte mit einem hübschen Blondkopf, der in dem nur durch eine niedrige Mauer abgesonderten Nachbargarten arbeitete.

Plötzlich hörte ich auf der Stiege lauten Spektakel, der von Luis und Pepito herzurühren schien. Ich eilte herzu, und richtig lagen die Panduren sich in den Haaren. Die Panduren waren von ihrer Mutter abgesandt worden, mich zum Essen zu holen und in ihrem Eifer, einander zuvorzukommen, in Streit geraten.

Die Tafel, die mich erwartete, war so „poetisch“, wie ich sie nur je getroffen habe. Freilich das Besteck war nur aus Buchs und das Service aus Fayence, aber wie neu und blitzblank, wie blütenweiß das Tischzeug, wie reizend die zierlichen Obstkörbchen, die duftigen Blumensträuße, wie gefällig und geschmackvoll das ganze Arrangement!

„Anna!“ sagte ich, „und Sie fragen mich, was Poesie ist?“

„Allerdings frage ich Sie, aber bis jetzt habe ich noch keine erschöpfende Antwort bekommen.“

„Nun, hier haben Sie Poesie!“

„Wohl gar der Tisch? Ei, Spötter!“

„In vollem Ernst. Dieser Tisch mit all seinem Reiz oder vielmehr das, was Sie gelehrt hat, ihn so lieblich zu schmücken, ist Poesie.“

„Ein seltener Schmuck, fürwahr! Als ob die Freude an frischen Blumen, schönem Obst, reiner Wäsche etwas Besonderes wäre!“

„Aber in dieser Freude, in dem feinen lebendigen Sinn für Schönheit und Anmut liegt eben die Poesie.“

„Ah, Mama, das ist gut!“ rief Pepito und biß mit Entzücken in eine der köstlichen saftigen Aprikosen.

„Ist in den Aprikosen auch Poesie?“ fragte Luis und brach eine auseinander.

„Gewiß,“ erwiderte ich lächelnd.

„Keine Spur, ein Stein ist drin, siehst du, weiter nichts.“

Wir lachten, und die Mahlzeit nahm heiter ihren Fortgang, nicht ohne daß Anna das Gespräch gelegentlich mit einem: „Ob mein Pepe wohl schon zu Mittag gegessen hat!“ oder „Wo mag er heute speisen!“ oder „Wie dem armen Mann in der Fremde seine gewohnte Ordnung und Bequemlichkeit abgehen muß!“ unterbrach. In diesen einfachen Worten aber lag, wie ich Anna sagte, mehr Poesie, als in mancher Gedichtsammlung; denn sie waren der Ausfluß eines liebevollen, treu und zärtlich besorgten Herzens.

Wir saßen noch gemütlich plaudernd beim Dessert, als die Jungen, die indessen auf den Balkon gesprungen waren, mit lautem Jubel verkündeten: „Onkel Bailen! Onkel Bailen! Diesmal darf er heraufkommen und ein paar von seinen Soldatengeschichten erzählen. Ja, ja, Papa hat's versprochen.“

Anna trat auf den Balkon und lud den Alten ein: „Wollen Sie nicht auf ein Schlückchen einkehren, Onkel Bailen?“

„Mit Vergnügen, meine Tochter; einen Schluck Wein und eine Cigarre schlägt ein Spanier nie aus.“

Bis er heraufkam, sagte mir Anna, daß man den alten Invaliden Onkel Bailen hieß, weil er für sein Leben gern von dieser großen Schlacht erzählte, wo er so schwer am Kopfe verwundet worden war, daß er in der Folge das Augenlicht einbüßte. In der That, Onkel Bailen sah nur noch mit dem innern Auge. Gott erhalte es uns allen stets ungetrübt!

Anna schenkte ihm ein Glas vom besten Wein ein, und ich präsentierte ihm eine echte Havanna.

„Guter Wein das,“ nickte der arme Blinde, „aber ich habe schon besseren getrunken.“

„Wo?“

„In Bailen, an dem Tage, wo wir Dupont besiegten. Ich lag mit einem Säbelhieb im Kopf in der brennenden Julihitze und flehte bei allen Heiligen des Himmels um einen Trunk Wasser. Da kommt der General Castanos vorbei und reicht mir mit eigener Hand einen Becher Wein, und zwei dicke Thränen rollen ihm dabei über den Bart und tropfen hinein. Das, ja beim Bacchus, das war ein Wein!“

„Ei, Onkel Bailen lassen Sie uns doch mehr von der berühmten Schlacht hören,“ bat Anna.

Das war so recht nach dem Herzen des wackern Invaliden geredet, und mit glühenden Farben schilderte er uns den glorreichen Tag, an dem dreißigtausend altgediente französische Soldaten die Waffen streckten vor kaum zwanzigtausend hungernden und halbnackten, ungeschulten und fast unbewaffneten spanischen Rekruten. Die heilige Liebe zum Vaterlande hatte dies Wunder vollbracht, und ihr Abglanz malte sich in den begeisterten Worten des Alten, die uns alle mit fortrissen.

„Anna,“ fragte ich, als er geendet, „haben Sie bei den Versen vorhin etwas von dem empfunden, was Sie jetzt beseelt?“

„Nein, davon hab' ich nichts verspürt.“

„Weil es nur schöne Phrasen waren, dies hier dagegen die lauterste Poesie ist.“

Onkel Bailen empfahl sich und wir wollten in den Garten gehen; plötzlich aber fiel es Anna ein: „Wir haben Ihnen ja das Bild noch nicht gezeigt.“

„Welches Bild?“

„Das uns neulich ein Maler aus Madrid zum Geschenk gemacht hat.“

„Ist es gut?“

„Vorzüglich. Villaviciosa mit den Gärten und dem Schloß. So natürlich! Man kann sich's nicht schöner denken. Kommen Sie nur mit und sehen Sie selbst. Es hängt im Salon.“

Sie hatte recht. Das Bild war vorzüglich. Von geringem Umfange und kaum mehr als eine Skizze, aber voll Leben, Wahrheit und Empfindung, zeigte es die liebliche und zugleich prächtige Landschaft in ihrem ganzen eigentümlichen Reiz.

„Stundenlang stehe ich vor dem Bilde,“ sagte Anna, „und kann mich nicht satt daran sehen.“

„Ich auch!“ stimmte Mariquita bei, und „ich auch, ich auch!“ wiederholten die Kinder.

„Aber wie kommt es,“ fragte Anna, „daß man das Bild immer mit neuem Genuß betrachtet, während einem das Original, das man tagtäglich vor Augen hat, kaum mehr einen Eindruck macht? Warum gefällt einem die Gegend in Wirklichkeit nicht so gut wie auf dem Bilde?“

„Weil sie uns hier von Poesie verklärt erscheint.“

„So ist auch in der Kunst Poesie?“

„Gewiß!“

„Und diese Poesie ist —?“

„Das, was Sie stundenlang vor diesem Bilde festhält, was Sie daran höher entzückt, als die Natur selbst — das, was Sie, in seinen Anblick versunken, empfinden.“

„Wie schön ist diese Poesie!“

„Ja, sie ist die Seele der Schönheit.“

Unter dem Bilde stand ein Klavier.

„Poesie, Malerei und Musik sind Schwestern,“ sagte ich. „Wollen wir nicht auch der dritten ein wenig huldigen? Bitte, ein Liedchen, Anna!“

„Ich singe längst nicht mehr; das ist etwas für die jungen Leute.“

„Sie werden, falls ich mich täuschen sollte und Sie's nicht noch sind, gleich wieder jung werden, wenn Sie uns eines von den Volksliedern singen, mit denen Sie Pepe so oft entzückt haben.“

„'S ist eine wahre Ewigkeit, seitdem ich nicht mehr ans Klavier gekommen bin. Bei der vielen Arbeit, die einem die wilden Jungen machen . . .“

„Versuch's nur, Mama, laß uns nicht lange bitten,“ kam mir Mariquita zu Hilfe.

„'S wäre nicht der Mühe wert. Also Nachsicht!“

Damit setzte sie sich ans Klavier und sang schlicht und innig eines jener seelenvollen Liebeslieder, in denen das Volk die ganze Tiefe und Zärtlichkeit seines Gefühls ausströmt. Gesang und Melodie rührten mich wunderbar, weckten alle süßen und seligen Erinnerungen meines Herzens, und in Sehnsucht gedachte ich entschwundener Zeiten, während Mariquita in der Ahnung künftigen Glückes mit gefalteten Händen und feuchtschimmernden Augen der schmelzenden, leise bebenden Stimme der Mutter lauschte.

„Wie so eine einfache Weise einen im Innersten ergreift!“ bemerkte Anna sich erhebend.

„Ja, ja, das ist der allgewaltige Zauber der Poesie, den die Musik birgt.“

III.

„Jetzt aber gehen wir in den Garten, nicht wahr Mama!“ riefen die Knaben, die sich während des Vortrags mäuschenstill verhalten und andächtig zugehört hatten.

Der junge Blondkopf nebenan war noch mit seinen Rosen beschäftigt und grüßte uns mit sichtlicher Freude und Beeiferung.

„Ein hübscher, angenehmer Mensch!“ sagte ich.

„Ja,“ meinte Anna, „das hat mein Fräulein Tochter auch schon gefunden.“

Mariquita errötete.

„Ei, ei, Mariquita,“ neckte ich, „soweit sind wir schon!“

Das Mädchen erglüte wie eine Nelke und versetzte rasch, aber mit gepreßtem Ton und niedergeschlagenen Augen: „Aber, Sennor Antonio, wie können Sie nur denken!“

„Also bereits Herzensangelegenheiten?“

„Ach nein,“ entgegnete sie fast heftig, „keine Rede. Nachbars Ramon . . .“

„Komm, ich sag dir was von Ramon,“ mischte sich hier Pepito ein und klammerte sich an meinen Rockschoß. „Aber ins Ohr, sonst zankt Mariquita.“

Mariquita zankte wirklich und ward ernstlich zornig über „die Plaudertasche, den Schwätzer, den kleinen Lügenhans.“ Aber es half nichts. Er zog mich beiseite, ich mußte mich herabbeugen, und mit einem halb scheuen, halb schelmischen Blick auf die erboste Schwester vertraute er mir sein Geheimnis. „Siehst du,“ flüsterte er, „neulich bin ich abends mit Mariquita zum Brunnen gegangen, und da ist uns der Ramon begegnet mit einer großen Nelke im Mund. Wie er die Mariquita sieht, ruft er: ‚Gesegnet sei die Mutter, die dir das Leben gab!‘ wirft ihr die Nelke zu und springt davon. Mariquita aber war seelenvergnügt, hat die Nelke gleich aufgehoben und geküßt und dabei wäre ihr fast das Weinen gekommen. Weißt du, was das ist?“

„Poesie,“ war ich im Begriff zu antworten, aber es war ja Pepito, der mich fragte und nicht Anna. Ich antwortete also leise, aber so ernst als möglich: „Ich weiß, daß die Kinder nichts ausschwätzen sollen, was sie sehen und hören, und thun sie es dennoch, so kommt flugs ein kleiner böser Vogel und pickt sie in die vorwitzige Zunge.“

„Nein, das ist nicht wahr! Das sagst du bloß. Aber ich mag dich auch gar nicht mehr,“ rief Pepito entrüstet, ließ meine Hand, die er gefaßt hatte, los und flüchtete sich zu seiner Mutter. Trotz seines entschiedenen Widerspruchs aber mußte ihm die Geschichte mit dem Vogel nicht recht geheuer vorkommen; denn so oft er einen Spatzen sah, versteckte er das Köpfchen ängstlich in den Rock seiner Mama.

Lange waren wir in dem herrlichen, in voller Junipracht blühenden Garten umherspaziert, bis wir endlich auf einer kleinen Anhöhe Halt machten. Eben sank die Sonne hinter den Hügeln im Westen nieder, und ihre letzten gelblichen Strahlen gossen ein weiches mattes Licht über die Landschaft. In der Ferne hörte man den Gesang der von ihrem Tagewerk heimkehrenden Arbeiter, und der linde Hauch des Abends trug verhallenden Glockenklang, die gedämpften Stimmen des Waldes und der Flur und das sanfte Gemurmel des Guadarama herüber, dessen Wogen zu verstummen schienen, wenn die Luft ruhig war. Mir ward ganz feierlich zu Mute, und traumverloren schaute ich in die abendliche Landschaft.

Als ich mich wieder zu meiner Begleitung wandte, waren die Kinder verschwunden, und Anna stand allein sinnend neben mir.

„So in Gedanken?“ fragte ich.

„Sie haben mir Zeit dazu gelassen,“ war die lächelnde Antwort.

„Und woran dachten Sie?“

„Woran soll ich denken! An meinen Mann, meine Kinder, meine Eltern, Gott hab' sie selig, meine Geschwister, an . . . alle, alle, die meinem Herzen lieb und teuer sind oder je waren.“

„Und warum denken Sie ihrer gerade jetzt mit größerer Zärtlichkeit und Innigkeit als sonst.“

„Das wollte ich Sie fragen. Was stimmt uns so mild, so zärtlich, zu Thränen fast, wenn wir sehen, wie die Sonne hinabsteigt und der stille Frieden der Nacht sich über die Natur breitet?“

„Die Poesie, Anna!“

„Dann sei sie gesegnet; denn sie ist das schönste, beste Gefühl auf Erden!“

IV.

„Aber wo sind die Kinder hingekommen?“

„Die Jungen werden sich schlafen gelegt haben. 'S ist kein Wunder, wenn sie müde sind, tollen und lärmen sie doch den ganzen lieben langen Tag.“

„Und Mariquita?“

„Mariquita? Da brauchen Sie nicht lange zu fragen. Sie steht irgendwo an der Mauer und plaudert mit Nachbars Ramon. Die zwei verstehen sich nur zu gut.“

Die Mutter hatte sich nicht getäuscht. Bald fanden wir Luis und Pepito auf einem Heuhaufen fest eingeschlafen. Ruhig und rosig lagen sie auf dem duftigen Heu, so schön und lieblich, daß ihre Mutter mit glückstrahlenden Augen rief: „Sehen Sie, sehen Sie nur, was für herzige Kinder mir Gott geschenkt hat! Ihr, ihr!“ und damit stürzte sie in überquellender Mutterfreude sich auf die Knaben und überhäufte sie mit Liebkosungen, „seid mehr wert, als der König von Spanien und sein ganzes Reich!“

Die Kleinen erwachten durch die stürmischen Küsse ihrer Mutter, erwiderten dieselben aber keineswegs, sondern verzogen die Gesichtchen zum Weinen und rieben sich mit den Fäusten die Augen. Nur unwillig und schlaftrunken folgten sie uns.

Auch Mariquita trafen wir, wie Anna vorausgesagt, in angelegentlichem Gespräch mit dem Blondkopf. Wir störten offenbar, und ich glaubte sogar ein „Wie schade!“ von den Lippen Mariquitas zu vernehmen. Es dunkelte bereits, und ich sah nur, daß die beiden jungen Leutchen sich rasch von einander verabschiedeten. Dem scharfen Auge einer Mutter aber entgeht nichts, und leise, damit es die Kinder nicht hörten, raunte mir Anna zu: „Wie lose das Mädchen ist! Hat sie nicht in der Eile ein Pensee abgepflückt, es schnell geküßt und Ramon zugeworfen! Nein, das geht wirklich zu weit.“

„Erzürnen Sie sich nicht. Lassen Sie das harmlose Liebeszeichen passieren um des Gefühles willen, das in diesem Augenblick die Kleine beseligt.“

„Aber das schickt sich nicht, das ist . . .“

„Poesie, meine Beste!“

Hastig kam Mariquita herbei, und wir wandten uns alle zusammen dem Hause zu.

Da sahen wir auf der Straße zwei Männer mit solcher Heftigkeit streiten, daß sie jeden Moment in Thätlichkeiten auszuarten drohten. Anna und die Kinder blieben erschrocken stehen, während ich mit einigen Nachbarn herzueilte, um die Rasenden auseinander zu halten.

Aber kaum hatte ich den Fuß auf die Straße gesetzt, ertönte langsam und feierlich die Gebetglocke vom nahen Kirchturm. Ehrerbietig nahmen wir Männer alle, einschließlich der Streitenden, den Hut ab, bekreuzigten uns und falteten die Hände, um still und andächtig an Gott und alle unsere Lieben diesseits wie jenseits zu denken.

Mir war's, als ob manchem ringsum das Auge feucht wurde. Selbst die Streitenden, die sich eben noch so grimmig gegenüber gestanden, dachten nicht mehr daran, ihren Kampf wieder aufzunehmen, sondern gingen mit einem Friedensgruß auseinander.

Anna näherte sich mir und sagte halblaut: „Noch eine Frage, und wenn die Antwort so lautet, wie ich erwarte, bin ich mir endlich über das klar, was ich mein ganzes Leben lang unbewußt empfunden habe. Das, was wir eben gesehen und gefühlt haben, ist das —?“

„Poesie.“

„Dann, ich wiederhole es, sei sie gesegnet, die Poesie; denn sie ist der Inbegriff alles dessen, was schön und edel, rein, gut und heilig ist auf Erden!“

„Ja, Anna, das ist sie!“ erwiderte ich und drückte ihr die Hand.

Ein kleiner Tyrann.

Blätter aus dem Tagebuche eines Vaters.

Nachdruck verboten.

Ich bin ein Mann der Pünktlichkeit. Es macht mich unruhig, wenn in meinem Arbeitszimmer nicht jedes Dinglein an seinem Platze liegt, ich werde beinahe nervös, wenn im Wohnzimmer einmal einer der vielen Gegenstände, die einen solchen Raum wohnlich und behaglich machen, auch nur ein Millimeter von seinem gewöhnlichen Platz entfernt steht; meine Frau, thatsächlich meine „bessere Hälfte", behauptet, mein erster Blick beim Eintritt ins Wohnzimmer gelte, wie es doch sein sollte, nicht ihr, sondern dem Zimmer selbst und es sei für sie eine fürchterliche Minute, bis ich endlich meine Musterung beendigt und mich in Gnaden auch noch an ihr Dasein erinnere. Na, ich will mich nicht selbst loben, allein so schlimm bin ich doch nicht, und wenn es auch einmal so gewesen ist, seit langer, langer Zeit ist das anders, denn in einer Ecke steht ein kleines Tischchen, und auf der Bank hinter demselben sitzt ein kleines Etwas mit strahlenden blauen Augen, mit goldblonden Locken und einem Gesichtchen wie Milch und Blut. Und dieses Etwas, dieses kleine Menschenkind, das auf Befragen prompt und pünktlich den Bescheid giebt, daß es Kamilla heiße, das von Papa und Mama mit allen möglichen Namen Mull, Miezel, Mille genannt wird, dieses Menschenkind hat es fertig gebracht, seinen Vater blind zu machen für alles, was Unordnung heißt und scheint. Er strauchelt über den Puppenwagen — was kann er anders thun, als in das fröhliche Gelächter seiner Tochter einstimmen; er stößt an den Ball und bückt sich auf Befehl seines kleinen Tyrannen bereitwillig, denselben wieder unter der Kommode hervorzuholen, auf dem Schaukelstuhl, in den er sich gern setzen möchte, macht sich Fräulein Eugenie, die Lieblingspuppe seiner Fräulein Tochter, mit allerhand Garderobestücken breit, und Papa muß erst recht schön bitten, Mama muß mit einem ernsten Wort mahnen, bis ihm gestattet wird, den Platz einzunehmen, auf den er doch auch einiges Anrecht zu haben glaubt. Ich genieße bei allen Bekannten und Freunden, in guten Stunden selbst auch bei meiner Ehehälfte das Lob eines folgsamen und braven Ehemannes, allein der Gehorsam, den ich mir ihr gegenüber zur Pflicht gemacht habe, ist denn doch Kinderspiel demjenigen gegenüber, den meine Tochter von mir verlangt und auch erhält. Ich muß es als eine Gnade empfinden, wenn ich, in ernster Gedankenarbeit vor meinem Schreibtisch sitzend, plötzlich durch ein kleines Wesen gestört werde, das an meinen Knieen emporklettert und es für seine Pflicht hält, mir allerhand buntes Zeug vorzuschwatzen, das sich womöglich, um mich ganz in seiner kindlichen Gewalt zu haben, auf eine frisch geschriebene Manuskriptseite setzt, und mir dadurch am deutlichsten zeigt, daß alle Wissenschaft der Erde einem kindlichen Gemüt keine Skrupel macht.

So oft ich des Morgens in mein Zimmer trete, fällt mein Blick zuerst auf ein Paar niedlicher kleiner Stiefelchen, das der blonde Schelm jeden Abend selbst zu Papa hineinträgt, pünktlich in seine Ecke stellt, um sich dann bei dieser Gelegenheit noch irgend etwas Gutes zu holen. Und dieses Paar Stiefelchen wird von dem Papa wie ein kostbarer Schatz gehütet; manchmal ruht sein Blick auf diesem zierlichen Fabrikat moderner Schuhfabrikation, dann drängen sich mitten hinein in die ernsten und sorgenden Gedanken diejenigen an seinen Liebling, er kann die Zeit kaum erwarten, da er, an dem kleinen Bettchen stehend, in zwei klare Augen sieht, wo sich ihm zwei runde Aermchen entgegenstrecken und alles Bangen, alle Qual und Unruhe dahinschwinden vor dem Lachen seines Kindes.

Meine Frau — wie kann ich von ihr schweigen, wenn ich von meinem Kinde rede — betrachtet mich sonst als das Ideal eines Mannes. Das ist nun nichts mehr als ihre Pflicht, allein schon während der Rosenzeit unserer gottlob nur sehr kurzen Brautschaft hatte sie immer etwas an mir auszusetzen: ich war ihr nicht zärtlich genug. Das ist nun freilich ein Thema, dessen Erörterung mir die geneigten Leserinnen in Gnaden erlassen mögen — meine alte Pflegerin hat schon bei allen unseren Kinderunarten meinen Eltern immer die tröstende Versicherung gegeben: „Das ist Gemütssache," und ich bitte, mit diesem schönen Ausspruch mich auch diesem fürchterlichen Vorwurf gegenüber entschuldigen zu dürfen, zumal mir mein eheherrliches und natürliches Gewissen sagt, daß derselbe vollständig grundlos ist, zumal ich des ferneren bekennen muß, daß ich mir nie so recht klar darüber werden konnte, was man eigentlich unter dem Begriff „Zärtlichkeit" verstehe. So hat mich meine Frau in dieser Hinsicht als unverbesserlich aufgegeben gehabt, bis eines Tages so ein kleines Menschenkind auf meinen Armen lag, bis zu der Zeit, da ich von Tag zu Tag das Wachsen und Gedeihen dieses kleinen Geschöpfes beobachtete. Da soll ich nun — so behauptet wiederum meine gestrenge Ehehälfte — ganz deutlich gezeigt haben, daß ich doch auch „zärtlich sein" könne, da soll ich Namen erfunden und gebraucht haben, über deren Bedeutung sich selbst Daniel Sanders vergeblich den Kopf zerbrochen hätte, und all meine Auseinandersetzungen darüber, daß ich das, was ich einem kleinen, kleinen Kind sage, doch nicht meiner Frau sagen könne, wurden mit bedauerlichem Achselzucken als leere Ausflüchte aufgenommen. Ich habe die Frau Mama sogar dabei ertappt, daß sie mich in diesen Zärtlichkeitsausbrüchen noch überbot; sie meinte, das sei bei einer Frau etwas anderes, und sie könne doch mit ihrem Manne nicht zärtlich sein. Am Ende mußte ich wohl oder übel zu der Einsicht kommen, daß ich eben ein ganz schreckliches Ungeheuer sei, ein Bekenntnis, gegen das übrigens meine Frau wiederum entschieden protestierte. Da hab ich ihr unser Kind auf den Arm gelegt, und wenn wir in diesem Augenblick auch von jeder weiteren Erörterung absahen: daß wir zwei glückliche Menschen seien, darin waren wir einig!

Das sind nun schon etliche Jahre her; unser Kind ist seitdem gewachsen, es plaudert allerhand thörichtes Zeug durcheinander, es lacht und weint, just wie ein anderes kleines Geschöpf, und doch behauptet meine Frau, unsere Kamilla sei eine Ausnahme unter allen Kindern. Sie weiß nun freilich, wenn man sie ernstlich fragt, nicht so recht zu sagen, worin eigentlich diese Ausnahme besteht; andere Kinder sind hübscher gekleidet, andere Kinder sind in diesem Alter größer: gescheiter ist keines, behauptet die Frau Mama, und wenn die strahlenden blauen Augen ihres Töchterleins sie ansehen, wenn sich die weichen runden Aermchen um ihren Hals schlingen, dann bin ich unterthäniger Ehemann klug genug, in einem solchen Augenblicke irgend etwas zur Sprache zu bringen, was ich durchgesetzt haben möchte, und ich weiß, dann gelingt mir's. Wir beide sind darüber einig, daß kluge Kinder etwas Unheimliches sind, dressierte Puppen pflege ich derartige Produkte unserer modernen Erziehung zu nennen, die reizende Knixe machen, allerhand Verse, nicht allein deutsche, herplappern können und von uns bewundert sein wollen, als wären sie wirklich etwas, das man ernsthaft nehmen müsse. Der Duft reiner natürlicher Kindlichkeit, der uns erquickt, wie die warme Sonne einen Kranken, wo finden wir ihn, wo finden wir noch „Kinder" in jenem schönen Sinne, wie ihn uns der Heiland gelehrt, der ein Kind nahm und es mitten unter seine Jünger stellte, auf daß sie werden, wie dieses? Brave und stille Kinder sind mir unheimlich, ein junges Füllen, das sich nicht fröhlich im Freien tummelt, ist krank, ein Kind, das nicht manchmal auch versucht, eigensinnig zu sein, das schon in den frühesten Jahren nur „ja" und wieder „ja" sagen kann, um am Ende just das Gegenteil von dem zu thun, was es versprochen, ist mir unheimlich, weil es ein unnatürliches Geschöpf ist. Mein Fräulein Tochter scheint mit dieser gewiß originellen pädagogischen Anschauung vollständig einverstanden und bemüht sich auf alle Weise, die Beweise für die Richtigkeit derselben zu erbringen. Ja, diese natürlichen Anschauungen sind ihr schon so sehr zum Dogma geworden, daß ihre Puppe tagtäglich die gleichen Lehren zu hören bekommt, und wenn dieselbe hierzu kein so kluges Gesicht macht, wie mein Fräulein Tochter, so ist daran nur das „Christkind" schuldig, welches diesesmal zu Weihnachten eine gescheitere Puppe bringen muß. „Muß", ja, das ist das Zauberwort der jungen Dame, Papa muß, Großmama und Mama müssen, was da lebt und webt im Hause und im Garten „muß", und nur Fräulein Kamilla darf „wollen", eine Vergünstigung, von welcher sie auch den ausgedehntesten Gebrauch macht. Und was will sie nicht alles? Sie will, daß es jetzt schon Christtag sei, sie will zum Storch und ihn beauftragen, daß er ihr einen „Bruder" bringe, sie will wach bleiben, bis Papa und Mama vom Theater heimkommen, und will zumeist eben das, was sie nicht haben kann. Nur zwei Dinge sind es, die sie entschieden nicht will; einmal Strafe, die Rute, die bei uns nach alter guter Sitte noch hinter dem Spiegel steckt, wird von ihr gehaßt und gefürchtet, und dann, sie will — nie fort von Mama und Papa, und deswegen trippelt sie einem jeden von beiden nach auf Schritt und Tritt, und ihre Augen strahlen in heller Freude, wenn Mama sich zum Ausgang rüstet und ihr Töchterlein mitnimmt.

Von wem sie die Eigenschaft der Eitelkeit geerbt hat, darüber ist ihr würdiges Elternpaar heute noch nicht einig. Mama behauptet natürlich, daß dies eine väterliche Errungenschaft sei, und doch muß sich der geduldige Hausherr so manchen Tadel darüber gefallen lassen, daß er so gar nichts auf sich halte, aber er leidet in solchem Falle gern, ohne zu klagen, und denkt mit Schaudern an manche Frauen, die in der That „nicht eitel" sind. Das Fräulein Tochter kümmert sich nicht darum, daß man ihr hundertmal des Tages sagt, sie sei ein abscheuliches kleines Mädchen; sie müßte ja nicht dem weiblichen Geschlechte angehören, wenn sie nicht jetzt schon volles und würdevolles Verständnis für die Bewunderung hätte, welche man ihr allenthalben entgegenbringt, sie müßte sonst nicht so oft vor dem Spiegelschrank stehen und über jedes neue Kleidchen und Röckchen ihr ernstes und gewichtiges Urteil abgeben. „Ein häßliches Mädchen kann man nicht lieb haben, und Papa und Mama haben mich sehr lieb," das ist die gewichtige Widerlegung einer solchen Behauptung, gegen deren Logik sich nun freilich nichts mehr einwenden läßt, und am Ende würde ich ja, wenn ich eigensinnig auf dieser Behauptung stehen bliebe, meiner Frau zu nahe treten, und dann wehe mir, denn sie ist zwar gar nicht eitel, aber —

Mein Fräulein Tochter schläft nicht ein, ehe sie nicht noch dem Papa „gute Nacht" gesagt hat. Und wenn ich vor dem Bettchen stehe, wo sie so vergnügt liegt, wo sie sich behaglich dehnt und streckt und mir am Ende noch sorgsam anbefiehlt, doch ja auch recht bald „ins Nest" zu gehen, wenn sie, die blauen Augen unverwandt auf mich gerichtet, mit gefalteten Händchen ihr Nachtgebet spricht und dem lieben Gott alle Menschen anbefiehlt, und mir dann noch alle ihre großen und kleinen Tageserlebnisse erzählt, bis die Aeuglein zufallen, dann ist es mir immer, als stände ich in einer Kapelle und fühlte einen Hauch von jenem Frieden, den die Welt nicht geben kann.

Th. Ebner.

Der Handspiegel.

Nachdruck verboten.

Der Spiegel ist in der kultivierten Welt ein in jede Wirtschaft gehörendes Möbel. Ob er als Wandfüllung fürstliche Räume schmückt, ob er im Glasrahmen das Boudoir ziert, ob er in Großmütterchens Zimmer im altmodischen Birkenrahmen über der Kommode hängt oder vom Grenadier für zehn Pfennig erworben, als rundes in Blech gefaßtes Stück Glas dazu dient, dem Soldaten in aller Eile vorm Exerzieren die vorschriftsmäßige Haarfrisur zu zeigen, oder als Spiegelscherben, als Bruchstück vom Arbeitsmanne benutzt wird — ganz gleich, er ist eben notwendig und deshalb als Geschenk ein stets erwünschter Gegenstand.

Das hier in der Zeichnung beigegebene Exemplar ist ein in Ahornholz gefaßter Handspiegel, der in den größeren Zeichenmaterialhandlungen stets auf Lager ist und neben seiner praktischen Verwertung, geschmückt mit einer kleinen Aquarellmalerei, auch als Schaustück dienen kann.

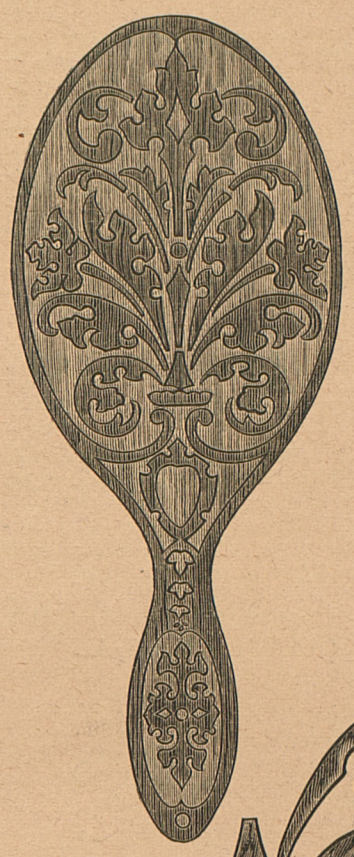
Bevor wir mit dem Malen beginnen, müssen wir die Holzflächen präparieren, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, daß die mit der Feder zu zeichnenden Umrisse auslaufen.

Man wähle schon beim Ankauf des Spiegels ein möglichst glattes und dichtes Holz. Nehmen wir nun zu Hause eine Lupe und sehen durch diese die Holzfläche an, so werden wir eine Menge sich sträubender Fäserchen und daneben eine große Anzahl vertiefter Stellen der Holzporen sehen, die das Auslaufen der Farbe veranlassen. Letztere müssen verstopft, erstere abgeschliffen werden.

Wir erreichen unser Ziel dadurch, daß wir etwas Gelatine in Wasser legen, dasselbe aufkochen und der Flüssigkeit etwas geschlemmte Kreide zusetzen. Die dickmilchige Flüssigkeit wird auf das Holz heiß aufgestrichen, man kann hierzu einen alten Oelmalpinsel benutzen. Mit dem Finger reibt man die gelatinegetränkte Kreide fest in das Holz, was ohne Schwierigkeit gut von statten geht, und läßt es ca. 24 Stunden trocknen, nimmt alsdann feines Sand- oder Glaspapier und schleift die Flächen ab. Der Holzgegenstand zeigt nach einer derartigen Bearbeitung einen gleichmäßigen, matten Glanz und erscheint auch reiner als vorher in der Farbe.

Jetzt kann das Malen in Angriff genommen werden. Man vergrößert die Zeichnung nach Bedarf und paust sie auf die Holzfläche. Mit einer gewöhnlichen, nicht zu spitzen Stahlfeder zeichnet man die Umrisse nach, eine hierfür passende Farbe ist Elfenbeinschwarz. Für die Füllung des Ornamentes nimmt man van Dykbraun, Sepia oder Sepia coloré. Will man eine recht schöne Zeichnung in dem Ornament haben, dann unterlegt man die Flächen dünn mit Sepia, läßt es trocknen und malt später Holzmaser ein (Fig. 2). Man arbeitet möglichst vorsichtig, daß die Farben nicht über die Kontur gehen; der Grund bleibt weiß.

Die Arbeit ist bis auf das Polieren und Lackieren beendigt. Hat man einen tüchtigen Tischler zur Hand, so übergiebt man ihm den Spiegel zur Politur, will man es sich selbst fertigstellen, so hat man hierfür zwei Wege. Entweder man lackiert die Malerei nur mit Spirituslack, oder man poliert sie. Im ersten Fall besorgt man sich klaren wasserhellen Spirituslack, gießt etwas in eine Untertasse, trägt ihn mit breitem weichem Pinsel gleichmäßig auf und wiederholt nach einigen Stunden das Verfahren. In vielen Fällen wird dies schon genügen. Für die Politur dagegen wird dieser Lackauftrag 5- bis 6mal in entsprechenden Abständen wiederholt, dann macht man Wachs flüssig und fügt diesem ebensoviel geschlämmten und gepulverten Bimsstein, den man in Droguengeschäften bekommt, hinzu



1.

2.

und rührt das Ganze auf dem Feuer tüchtig um. Die geschmolzene Komposition muß eine solche Konsistenz haben, daß sie schwer fließt. In eine bereit gehaltene Unterschale, die man vorher in Wasser tauchte, wird nun die Masse hineingegossen, die darin erstarrt. Mit dem vollständig erhärteten Bimssteinwachs, das man in 3—4 Quadratcentimeter große Stücke schneidet, wird unter Zuhilfenahme von einigen Tropfen Olivenöl, die man auf den lackierten Gegenstand träufelt, unter fortwährenden kreisförmigen Drehungen der Lack glatt geschliffen. Mit einem reinen Leinwandstück reibt man zum Schluß die Arbeit völlig trocken, sodaß kein Oel mehr auf der Fläche haftet, und benutzt nun die Politur, die man im Farbengeschäft fertig bekommt. Man verwendet auch hierzu einen Leinwandballen, der mit Politur getränkt ist, und wiederholt die kreisförmigen Bewegungen wie beim Schleifen, jedoch darf die Bewegung nicht gleichmäßig auf einer Stelle erfolgen, sondern sie muß wechseln, damit der dünne Lack, denn weiter ist die Politur nichts, auch gehörig anziehen kann. Noch einmal schleift man, nach Trockenwerden, das Holz mit dem Bimssteinwachs und Oel ab, trocknet es nach und macht den Ueberzug nun vollständig fertig, indem man ein Stückchen Watte in Leinwand legt, diesen Ballen wiederum mit Politur befeuchtet, aufreibt und zuletzt ein paar Tropfen Oel zum besseren Gleiten des Ballens hinzufügt. Das Abreiben und Polieren wird so lange fortgesetzt, bis das Holz vollständig glänzend ist.

Oskar Hülcker.

Beschreibung des Kolorierten Stahlstich-Modenbildes „April".

Fig. 1. Kleid für junge Mädchen. Der 216 Cent. weite Rock aus dunkelblauem Taffet ist mit einer 5 Cent. breiten Frisur von gleichem Stoff begrenzt, innen mit einer 10 Cent. breiten ausgezackten Frisur garniert und hinten, 26 und 56 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, je mit einem Zug versehen; außerdem liegt dem Rock ein 90 Cent. hoher, 260 Cent. weiter eingekräuster Volant von Foulédstoff auf, der am unteren Rande mit vier je 3 Cent. breiten blendenartigen Stoffstreifen, sowie mit einem 5 Cent. breiten Saum versehen ist, die je mittelst eines 1 Cent. breiten à jour-Börtchens aus rosig lila Seide miteinander verbunden sind, welches mit schmaler Goldborte durchzogen wird. Die übrige Rockgarnitur besteht aus einem vorderen, 58 Cent. langen, unten 160 Cent. breiten Teil, der längs der vorderen Naht nach oben hin bis auf 92 Cent. Breite abgeschrägt ist, sowie aus einem hinteren, der Rocklänge

1.

entsprechenden, 220 Cent. weiten Teil aus Foulédstoff; ersteren hat man, wie die nebenstehende Vorderansicht zeigt, längs der Naht mit à jour gewebten Börtchen verziert und am unteren Rande, nach innen umgelegt, auf dem Rock befestigt. An den Querseiten ist der Teil, etwa je 38 Cent. weit vom unteren Rande entfernt, in einige aufwärts gekehrte, dicht aufeinanderliegende Falten geordnet, mit den gleichfalls dicht gefalteten Querseiten des hinteren Teils verbunden und daselbst über dem Schoß der Taille durch einen großen mit Seide umschürzten Haken und eine gleiche Oese zusammengehalten. Der obere Rand des vorderen Teils, der, wie ersichtlich, der Taille übertritt, sowie der untere, sich nach außen umlegende Rand des hinteren Teils sind, wie die Abb. zeigt, mit 4 Cent. breitem rosig lila Repsband eingefaßt; den oberen Rand des hinteren Teils hat man bis auf 24 Cent. Breite in nach der Mitte hin gekehrte Falten geordnet, auf dem Rock befestigt. Die blusenartig arrangierte Taille ist oben passenartig mit à jour-Börtchen verziert, vorn längs der ausgeschnittenen Brustfalten mit gleichem Börtchen versehen und an der linken Seite unsichtbar unter dem Arm geschlossen. Ein Stehkragen, sowie weite Aermel, die oben, ein Köpfchen bildend, eingekräuft, unten mit Börtchen und Goldborte verziert sind, vervollständigen das Kleid.

Fig. 2. Kleid aus Crêpestoff mit Applikations-Stickerei. Die Garnitur des unteren, 220 Cent. weiten Rockes aus rotem Taffet bilden zunächst unten auf der Außenseite eine 6 Cent. breite Plissé-, auf der Innenseite eine 10 Cent. breite ausgezackte Frisur von gleichem Stoff, sowie auf ersterer ein 18 Cent. hoher, in breite Plisséfalten gelegter Volant von rot und weiß meliertem Crêpestoff. Für das Ueberkleid, welches den Rock vollständig deckt, hat man aus Crêpestoff die Vorder- und Seitenteile nur mit kurzem Schoß gefertigt und den Rückenteilen einige Cent. weit unter dem Taillenabschluß den 140 Cent. weiten, bis zum unteren Rande des Rockes reichenden hinteren Teil angeschnitten, der, wie die nebenstehende Rückansicht zeigt, in zwei doppelte Tollfalten geordnet ist. Dem Schoß der Vorder- und Seitenteile hat man zunächst den unteren vorderen, 150 Cent. weiten, entsprechend langen Garniturteil aufgesetzt, der unten mit einem 6 Cent. breiten Sammetband abschließt, oberhalb desselben mit einer 27 Cent. breiten weißen, mit schmaler Kurbelstickerei befestigten Applikationsbordüre und oben an der linken Seite mit einem Schlitz versehen ist. Außerdem sind der Taille die nach außen umgelegten Schoßteile aus Crêpestoff aufgesetzt, die mit Sammetband, sowie mit Applikations-Stickerei verziert sind und deren vordere Ecken, wie ersichtlich, gekreuzt, der Taille an den Seiten aufgehakt werden. Auf den Futterteilen der letzteren hat man einen oben 20, unten 6 Cent. breiten, 35 Cent. langen Latz aus weißer Seide befestigt, der mit grobem Tüll überdeckt, sowie mit einem Jabot von gleichem Tüll verziert ist, und dem sich ein Stehkragen aus gefaltetem Tüll und Seide anschließt, der hinten durch einen aus Sammet gefertigten Kragen ergänzt wird. Der Latz ist an der einen Seite aufgenäht, an der anderen Seite aufgehakt und der Ansatz desselben durch die oben glatten, unten leicht gefalteten Vorderteile aus Crêpestoff gedeckt, die am vorderen Rande mit 3 Cent. breitem Sammetband begrenzt, am Taillenabschluß kreuzweise übereinander gehakt werden. Ein den oberen Teil des Rückens deckender Garniturteil aus Stickerei, der unten mit Sammetband verziert, sich gürtelartig auf den Vorderteilen fortsetzt und vorn mit Hakenschluß versehen ist, vervollständigt das Ueberkleid, das man mit oben stark eingereihten, unten mit Stickerei verzierten Aermeln aus Bengaline verbunden hat.

2.

* * *

Bezugsquelle der Modelle: Bonwitt u. Littauer, Berlin, Behrenstr. 26a.

Allerlei fürs Haus.

Sollen wir frisches oder altbackenes Brot genießen? Nicht gering ist die Zahl derer, welche den Genuß von frischem Brot mit seiner spröden Rinde und seiner weichen zähen Krume dem von altbackenem Brote vorziehen, bei welchem die Rinde weicher, die Krume dagegen fester geworden ist. Welchem der größere Wohlgeschmack zuzuschreiben ist, beruht auf individueller Geschmacksrichtung und kann hier nicht Gegenstand der Erörterung sein. Es kann sich hier nur darum handeln, die Verdaulichkeit beider Arten von Brot klar zu legen. Wie allgemein bekannt ist, bildet die Vorbedingung zu jeder guten Verdauung ein gehöriges Zerkleinern der Speise mit den Zähnen und, was ebenso wichtig damit im engsten Zusammenhange steht, ein tüchtiges Vermengen der Speisen mit Speichel. Je kompakter aber ein Nahrungsmittel ist, desto besser und schneller vermag es zerkleinert zu werden, während dies bei zähen Stoffen nur sehr schwierig und unvollkommen gelingt. Aus diesen Grundsätzen geht ohne weiteres hervor, daß das altbackene Brot, welches vermöge seiner festen Krume ordentlich zerkleinert und mit Speichel vermengt werden kann, vom Magensafte gut durchdrungen und infolgedessen auch schnell verdaut wird. Das frischbackene Brot hingegen mit seiner weichen, zähen Krume wird durch das Kauen nicht zerkleinert, sondern zu festen, zähen Klumpen zusammengeballt, die in den Magen gelangen und die Einwirkung der Verdauungssäfte nur an ihrer Oberfläche gestatten; die Verdauung geht infolgedessen nur äußerst langsam von statten, sodaß Magenbeschwerden auftreten, welche bei fortgesetztem Genusse frischen Brotes die Ursache der bösartigsten Krankheiten werden können. Am meisten zu warnen ist vor dem Genuß frischbackenen Schwarzbrotes, da dieses schon an und für sich bedeutend schwerer verdaulich als Weißbrot ist und sein Klebergehalt die Zähigkeit vermehrt und das Zusammenballen des Speisebreies begünstigt. Vom frischbackenen Kuchen gilt naturgemäß dasselbe, was oben vom frischbackenen Brote ausgeführt worden ist; als schwer verdauliche Zuthat kommt bei ihm noch großer Fettgehalt hinzu.

Aufnahmefähigkeit der Kleidung für Mikroorganismen. Da die Haut nachweislich je nach Umständen eine mehr oder minder große Zahl von Mikroorganismen (Pilzkeime, Bakterien) auf ihrer Oberfläche beherbergt, so muß es von Interesse sein, die Frage aufzuwerfen, ob und wieweit dieselben beim Tragen von Unterkleidern in diese übersiedeln. Der erste Teil der Frage bedarf zu seiner Bejahung keiner weiteren Begründung; bei dem zweiten spielt, wie Stabsarzt Dr. Hobein kürzlich gezeigt hat, die Art der getragenen Zeugstoffe eine wichtige Rolle. Dieser Arzt hat nämlich durch Versuche nachgewiesen, daß dem Flanell unter allen Unterkleidstoffen die größte Fähigkeit zukommt, von der Haut her Keime in sich aufzunehmen; seine rauhe Oberfläche und seine Dicke befähigen ihn in erster Linie dazu. Auf Flanell folgen in absteigender Linie Trikot- und dünne Wollstoffe, während der leinene und baumwollene Hemdenstoff am wenigsten Mikroorganismen enthält. Der Grund dafür liegt darin, daß sie festgesponnene Fäden und eine glatte Oberfläche besitzen, während bei dem dünnen Wollstoff die Fäden außerordentlich lose gesponnen sind und die Oberfläche rauh ist; letzterer Grund zur Begünstigung der Aufnahme von Keimen fällt zwar bei den Tricotstoffen weg, dafür sind dieselben aber viel dicker, als die dünnen Wollstoffe, und nähern sich in dieser Hinsicht dem Flanell. Aber ebenso wenig wie auf der Haut selbst vermehren sich die Mikroorganismen in der Unterkleidung, wenn nicht für ihr Wachstum besonders günstige Bedingungen vorliegen, vor allem nicht durch geminderte Verdunstung Haut und Kleidung längere Zeit feucht gehalten werden.

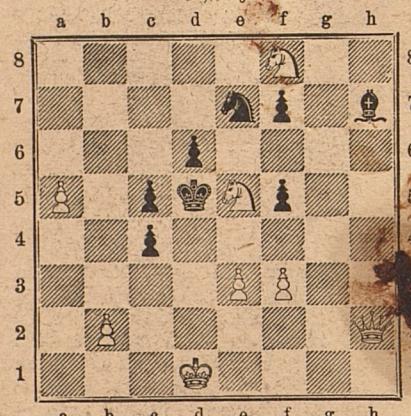
Behandlung der Klaviere. Im allgemeinen findet man die Ansicht verbreitet, daß die Klaviere, wenn sie ihren guten Ton bewahren sollen, möglichst trocken gehalten werden müssen. Man stützt sich dabei auf die Thatsache, daß zum Resonanzboden trockenes Holz ein unbedingtes Erfordernis ist, und folgert weiter, daß diese Trockenheit ihm auch erhalten werden müsse. Gegen diese Folgerung läßt sich nichts einwenden, aber die Thatsache, auf die sie sich stützt, ist nicht so absolut richtig, wie im allgemeinen angenommen wird. Allerdings gebraucht der Pianofortefabrikant möglichst trockenes Holz zum Resonnanzboden, allein dasselbe enthält immer noch etwas Feuchtigkeit, die es im Laufe der Zeit, besonders in trockener Luft, allmählich verliert. Die Folge davon ist, daß der Resonanzboden erst schlaff wird und zuweilen endlich springt. In jedem Falle verliert der Ton, und außerdem fängt der Mechanismus an zu klappern, da die Belederung austrocknet. In Amerika bringt man deshalb häufig im Winter einen beständig feucht erhaltenen Schwamm in die Nähe oder unter das Klavier. In keinem Falle darf die Luft im Musikzimmer so trocken werden, daß Pflanzen in derselben nicht mehr gedeihen können. Ebenso sind Räume, in welchen Klaviere stehen, vor plötzlichem großem Temperaturwechsel zu bewahren. J.

Schach.

Aufgabe Nr. 287.

Von A. L. Bull.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 285 Seite 99.

Weiß.
1. e 2 — e 4.
Schwarz.
1. d 4 u. e 3 oder — d 3.
Weiß.
2. D e 1 — a 1 matt.

A.

Weiß.
1. . . . . .
Schwarz.
1. K e 5 u. f 6 oder anders.
Weiß.
2. e 4 — e 5 oder S matt.

Schach- und Spielkorrespondenz.

Unsere geehrten Korrespondenten bitten wir um gefällige deutliche Namensunterzeichnung und genaue Angaben der Adressen, da viele Zuschriften brieflich beantwortet werden sollen. — Frl. Noemi Falkensamer in Wels. Nr. 279—281 richtig. — W. in Passau. Ihre Bemerkung zu Nr. 269 ist unrichtig. Auf 1 T e 4 — b 4 hat Ihr Zug T b 2 — c 2 gar keinen Wert, weil 2 S f 1 — d 3 † matt setzt. — Frl. Eva Salzmann in Tulcea, Georgine von M. in Zürich, Antonie von Winterfeld in Potsdam, Antonie Bavatri in Triest, Auguste v. Serzewski in Warschau. Nr. 277 richtig. — Frl. Helene Gottwald in Rzescow, Martha Heinemann in Berlin, Maria Carrera in Madrid, Herrn Heusinger in Berlin, G. Sander in Prag, L. Caro in Wien, S. Jespers in Stockholm. Nr. 282 richtig. Herr Karl Stahl in Pirmasens. In Nr. 284 führt 1 L c 8 oder T h 4 u. g 4 nicht zum Ziel. In beiden Fällen folgt T d 4 u. d 5, wodurch das sofortige Matt verhindert wird. Nr. 282 und 283 richtig. — Herrn F. H. in Königsberg, M. Fischer in Dorohri (?), Karl Wehrmann in Pillnitz. Bitte unsere Berichtigung der Aufgabe Nr. 281 in Nr. 8 zu vergleichen. — Frl. Rosalie Gotthold in Wien, Klara Georges in Bordeaux, Herrn Shult (?) in Altredднik und A. B. in Katzenelnbogen. Nr. 282 und 283 R. — Frl. Aglaja Cortmann in Frankfurt a. M. Eine Anleitung zur Lösung der unbestimmten Gleichungen enthält das klassische Werk „Leonhard Eulers Algebra.“ Eine neue Ausgabe hat Dr. E. S. Freund in der „Universalbibliothek“, Verlag von Ph. Reclam in Leipzig, veröffentlicht. Preis 1 Mark. — Herrn M. Dubois in Würzburg. Das Matt muß spätestens mit dem in der Unterschrift der Aufgabe angegebenen Zuge erfolgen. Die Lösung bleibt jedoch korrekt, wenn bei schwächeren Verteidigungen das Matt schon früher erzwungen werden kann. — Frl. Marie St. in Hottingen. Ihre Aufgabe wird geprüft werden. — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Rätsel, Rebus ꝛc. erhalten von Fräulein Dr. Salome Hochstein in Rozwadro, Aglaja in Wolslin (Rumänien), Amalie Karterfall (?) in Greifenberg, Frl. Noemi Falkensamer in Wels, Emma Goldfarb in Przemysl, Helene Langer in Müglitz, Jeanne Blumenthal in Paris.

Auflösung der viersilbigen Charade Seite 99.

Naseweisheit.

Auflösung der Rätselfrage Seite 99.

Durch Umstellung der Buchstaben, aus denen die Wörter — Nichte, Stille, Bügel, Lilie, Eid, Seide, Lack — bestehen, erhält man das bekannte Citat aus Egmont:

„Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

Auflösung des Rebus Seite 99.

Eine aufgehende Sonne macht sich viele Freunde.

Rebus.

↑ je ↑ vo ↑ us ↑ ai ↑ me ↑

Zwei Scherzaufgaben.

I.

Wie verfährt man, um in französischer Sprache durch Hinzufügung von neun zu fünfhundert die Zahl zehn zu erhalten?

II.

Welcher Tag ist in der englischen Sprache der stärkste?

Anagramm-Aufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern ist durch Versetzung der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. So entsteht z. B. „Damiette“ aus Matte, Eid. In derselben Weise bilde man aus: 1. Dante, Schuld ein Kaiserreich, 2. Los, Rhein eine Stadt in Westfalen, 3. Sieb, Thale eine der Hauptrollen in einer Oper von Richard Wagner, 4. Lein, Damon ein musikalisches Instrument, 5. Pelz, Alpen einen Schweizer Kanton, 6. Hera, Cent ein französisches Departement, 7. Lohn, Birne eine Stadt in Süddeutschland, 8. Prag, Lethe eine wichtige Erfindung, 9. Lea, Lid einen alttestamentlichen Namen, 10. Nahe, Ibsen ein wichtiges Kommunikationsmittel, 11. Bier, Ens ein europäisches Königreich, 12. Dur, Zange eine preußische Festung, 13. Inn, Gade ein Alpenthal, 14. Mais, Reims eine Königin des Altertums, 15. Stutzer, Ali einen bekannten Schlachtort in Deutschland, 16. Grau, Dan eine Stadt in Pommern, 17. Alibi, Grad einen berühmten Italiener, 18. Schrei, Held ein Wild, 19. Distel, Base eine Pflanze.

Sind die richtigen 19 Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben den Titel eines Gedichts von Schiller. Dr. —e.

Korrespondenz.

Verschiedenes. Abonnentin in Bremen. Sicherlich können Sie durch „Theatertaillen“ eine sehr wirkungsvolle Abwechselung erzielen; am besten wählen Sie dazu Plüsch, Seide, Spitzenstoff oder Kombinationen derselben.

K. L. in München. Mit bestem Dank angenommen.

Maria und Magda in P. Beispielsweise werden zur Zeit in dem neuen Berliner Sanatorium in der Ziegelstraße noch einige gute Krankenpflegerinnen angestellt; Meldungen sind an den Universitätsprofessor Dr. Zuelzer (Berlin NW., Kronprinzen-Ufer 3) zu richten.

M. v. H. in L. Die eingesandten Gedichte entbehren in Bezug auf Sprache, Metrik und Prosodik noch jener Abgeschliffenheit und Korrektheit, die für eine Drucklegung unerläßlich ist.

Freiin v. M. in B. Der Verein „Frauenwohl“ hat vor zwei Jahren in Charlottenburg eine „Gartenschule für Frauen“ und in Berlin eine „Kaufmännische Fortbildungsschule für Frauen“ eröffnet, außerdem durch Veranstaltung von „Realkursen“ Gelegenheit zur Vorbildung für die höheren gewerblichen und wissenschaftlichen Berufsarten geboten. Nähere Auskunft, auch über die weiteren Ziele des Vereins, wird Ihnen die Vorsitzende des Vereins, Frau Schulrat Cauer (Berlin W., Nottelbeckstraße 21) bereitwilligst erteilen.

A. S. in Wien. Lapin à la Roxane ist Kaninchen mit Linsenpüree.

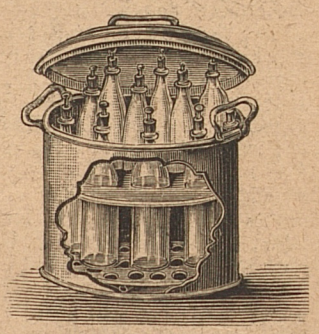
N. J. 100. (Odessa). Sehr niedlich. Soll gelegentlich verwendet werden.

E. R. in Salzburg. Auf der Straße sollten nur wenig ausgeprägte Muster getragen werden. Daß der Rock, wenn man zu Fuß geht, nicht zu lang sein darf, versteht sich von selbst.

Kl. v. R. in H. Ihre Erzählung leidet, bei allen sonstigen Vorzügen der Sprache, des Aufbaues u. s. w., an so schweren Unwahrscheinlichkeiten, ja sozialen Unmöglichkeiten, daß ihr Abdruck in unserer Zeit, die absolute Treue in den Realien fordert, sich verbietet. Wir bitten, über das Manuskript gef. verfügen zu wollen.

B. R. in Kiel. Für zartweißen Teint bei heller Haarfarbe dürfte Blau, womöglich Hellgraublau, die kleidsamste Farbe sein.

Haushalt und Küche. Frau v. R. auf M. Unter den Kochapparaten zum Keimfreimachen für Milch verdient in erster Reihe Professor Soxhlets Milchkocher genannt zu werden, der in den letzten Jahren weiteste Verbreitung gefunden hat. Dieser Milchkocher besteht im wesentlichen aus einem Wassertopf mit herausnehmbarem Gestell, in welchem die in zehn kleine Fläschchen gefüllte Milch durch Wasserdampf von 100° Wärme erhitzt und dadurch sterilisiert — d. h. keimfrei gemacht — wird, sodaß jeder in der Milch etwa vorhandene Ansteckungsstoff seine Kraft verliert. Zur besseren Erläuterung bringen wir nebenstehene Skizze des Kochapparates und bemerken, daß zu demselben außer zehn Reserveflaschen und den notwendigen Gummipfropfen noch verschiedene, mehr oder minder wichtige Geräte geliefert werden, wie ein Glas mit Teilstrichen zum Mischen der Milch in richtigen Verhältnissen, ferner ein Becher, bestimmt, die im voraus sterilisierte Milch zu jeder Zeit erwärmen zu können, endlich Bürsten zum Reinigen der Flaschen, Saugpfropfen, sowie ein Holzgestell, um die gereinigten Flaschen abtropfen zu lassen. Das Ganze wird zum Preise von zwanzig Mark abgegeben. Die nähere Beschreibung und Gebrauchsanweisung liegt dem Apparat bei, der durch das Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin, Leipzigerstraße 88, bezogen werden kann, und zwar ist es der Original-Milchkocher Professor Soxhlets, keine Nachahmung.



Abonnements auf das zweite Quartal — April bis Juni — werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum

Preise von 2½ Mark

(in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. exkl. Stempel).

angenommen. — Unsere neu hinzutretenden Abonnenten machen wir besonders darauf aufmerksam, daß die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit von uns nachgeliefert werden, sowohl durch die Postanstalten, als auch durch jede Buchhandlung.

Die deutschen Postanstalten bewirken jedoch die Nachlieferung nur auf ausdrückliches Verlangen der Abonnenten und gegen Zahlung von 10 Pf. Bestellgeld.

Administration des „Bazar“.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. f

Hierzu Koloriertes Stahlstich-Modenbild „April“.